

Lesefrüchte in Cornwall

- davor und danach -

von Tristan Abromeit

www.tristan-abromeit.de

Oktober 2014

(ins Netz gestellt im August 2015)

Text 126.02

Teil 2

Auszüge und Anmerkungen zu Wirtschaften im Mittelalter, zu dem Ersten Weltkrieg und anderen den Themen aus verschiedenen Quellen

Inhalt von Teil 2

Vorbemerkungen	2
Das Leben im Mittelalter	2
Zur Hanse	6
Stichwort Brakteaten	8
Einschub E-Mails zum Thema Brakteaten	16
Der jüngste Tag von S. Fischer-Fabian	17
Die Kathedralenbauer von Jean Gimpel	22
Das Geld in der Geschichte von Karl Walker ...	29
Zur Quantitätstheorie des Geldes	31
Zum Ersten Weltkrieg. Monetäre Ursachen nach Fritz Schwarz und Karl Walker	37
Hinweise auf Nonprofitzeitschriften fiph-Journal, Das Gespräch aus der Ferne, Zeitschrift für Sozialökonomie, Fragen der Freiheit	42
65 Jahre Grundgesetz	42
Buchempfehlung: Geld regiert die Welthandel von Johannes Zittmayr	43

oooooooo

(Siehe zu dem Thema Mittelalter auch die Textreihe mit der Vorziffer 133)

Link zum Start-Text 103.0:

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/133.0.Brakteaten.800.Jahre.Neustadt.pdf>

Vorbemerkungen zum zweiten Teil

Es ist lästig, einen Gedanken- und Schreibfluss zu unterbrechen, weil das nach der Unterbrechung Gedachte und Geschriebene das Ursprüngliche verwischt. Ich hoffe, dass ich den Faden wieder finde, unfertige Arbeiten befinden sich unter meinen Texten schon genug. Nach meiner Literatur-Liste auf der Seite 20 ist jetzt das Heft „Das Leben im Mittelalter“ (DER SPIEGEL / Geschichte Nr. 4 /2013) dran.

Das Leben im Mittelalter

In den Beitrag „Ich tumber man“ von *Annette Grossbongardt* begegnen uns wieder Ritter und auch Tristan. Grossbongardt schreibt, dass die Autoren des Mittelalters wussten, wie man einen Erfolgsroman schrieb. „Das in der Dichtung verbreitete Idealbild des höfischen Ritters klingt nach einem ziemlich perfekten Menschen.“ ... Aber „die Realität sah meist anders aus.“ Weiter schreibt Grossbongardt:

In der deutschen Artus-Dichtung verstärkt sich die Gefühlsintensität, aber auch die Widersprüche und die Zweifel wachsen. „Ich tumber man“, sagt Erec bei Hartmann von Aue, „ich Dummkopf“, nachdem er erneut in einen blutigen Kampf mit dem befreundeten König Guivreiz geraten ist, bloß weil sie sich nicht erkannten. Er schilt sich, weil er sich „solchen Übermut anmaßte, dass ich auf fremder Straße allein die Oberhand behalten wollte vor so vielen tapferen Rittern“. Selbsterkenntnis und Selbstkritik sind ein zentrales Element des Reifungsprozesses, den die höfischen Romanhelden durchmachen. ...

... Später bekämpft sich Iwein bis aufs Blut mit einem fremden Ritter, nur der Einbruch der Dunkelheit verhindert, dass sie einander töten. Sie brechen ab, und aus einem Impuls heraus beginnt Iwein ein Gespräch mit dem Gegner. Dabei stellt sich heraus, dass es sein Freund ist, sie fallen sich in die Arme, sind erleichtert.

Das ist neu: Nicht das Schwert, Kommunikation hat hier die Lösung gebracht.

Für den Parzival Wolfram von Eschenbachs (um 1205) reicht die Liebe nicht mehr aus, um das Ritterleben mit Sinn zu füllen. Der Schönling wird nach der Vermählung auf den Weg zu einer höheren Wahrheit geschickt, die für das christliche Mittelalter natürlich nur in Gott liegen kann. ...

... Am Ende wird er selbst zum Gralskönig erkoren, und da die Harmonie mit der Religion hergestellt ist, darf er sogar sein Eheglück samt Kinderschar genießen.

Eine solche Erfüllung bleibt Tristan, dem Helden Gottfrieds von Straßburg, der ihn um 1210 bedichtete, versagt. In dieser berühmtesten und wohl folgenreichsten Liebesgeschichte des Mittelalters gibt es keinen Ausweg aus dem Leiden außer dem Tod. Tristan ist Waise hochadeliger Abstammung

und wird vom Hofmarschall großgezogen, den er für seinen leiblichen Vater hält. Nicht als Ritter, sondern als Jagdmeister wird er ein angesehenes Mitglied am Hofe König Markes in Cornwall. Doch als er hört, wer seine wahren Eltern sind, will er sich als Ritter bewähren. In einem Kampf wird er so schwer verwundet, dass ihn angeblich nur die wundertätige Isolde von Irland heilen kann. Das tut sie, aber damit nimmt die Tragödie ihren Lauf. Als Tristan die schöne Königstochter für Marke als Braut nach Cornwall holt, trinken die beiden versehentlich vom Liebestrank, der für die Hochzeitsnacht bestimmt war. Selten ist Liebesschmachten schlichter und schöner in Worte gefasst worden als in Gottfrieds Versen:

„Tristan und Isôt, ir und ich,
wir zwei sîn iemer beide
ein dinc Âne underscheide.“

Derart bedingungslose Leidenschaft kann keinen Bestand haben in der strengen Ordnung der christlich-feudalen Welt. Nach der Trennung von Isolde versucht Tristan, wieder Halt im Ritterdasein zu finden, und zieht in den Krieg. Er wird für seine Heldentaten gerühmt; doch das alte Muster funktioniert nicht mehr, der Liebesschmerz überragt alles. Er trifft eine neue Frau, doch hier bricht Gottfrieds Roman ab, warum, ist ungeklärt. Vielleicht suchte er noch eine Lösung.

Das Mittelalter-Heft vom SPIEGEL GESCHICHTE habe ich aber nicht erworben wegen der Geschichte der Literatur über die Ritter, sondern weil ich mir Bestätigungen über die Aussagen erhoffte, dass es im Mittelalter eine mehrere Jahrhunderte dauernde Hochkonjunktur gab. Aber diese Kunde ist bei den Autoren des Heftes wohl noch nicht angekommen. In der Einleitung von *Johannes Saltzwedel* steht zwar:

In der Gipfelregion „mit dem Sturm und den Wolken“, bei Steinbock und Adler, beginnt das „Reich der Geister“, wo kein Christ sich hintraut. In den riesigen, oft undurchdringlichen Wäldern trifft man auf den „Hirsch, Bären, das Wildschwein“, Wölfe „und vielleicht das Einhorn“; unten am Fluss ringen Burgherren und Bischöfe seit Generationen blutig um den Grundbesitz, den die Bauern mühevoll bewirtschaften.

Diese Aussage ist bodenrechtlich interessant, weil ein Vergleich mit den heutigen Verhältnissen bei genauer Betrachtung zeigt, dass wir das Mittelalter noch nicht hinter uns gelassen haben. Nur die Formen des Ringens haben sich geändert und die Burgen der Burgherren stehen nicht mehr auf Anhöhen, sondern in den Städten.

Der Beitrag „Tötet sie alle“ von *Thorsten Oltmer* mit der Bildunterschrift „Erbarmungslos verfolgte die Inquisition Andersgläubige als Ketzer – Prozessakten zeigen das Schicksal des südfranzösischen Dorfes Mantailou“ passt nicht in die Zeit der Hochkonjunktur mit allge-

meinem Wohlstand, in dem die Menschen in der Regel tolerant sind. Oder gibt es hier doch ein Indiz für die Richtigkeit dieser Aussage, denn ein Absatz beginnt mit „**1318 sind die ruhigen Zeiten** wieder vorbei.“ Der Titel „Monopol der Drahtzieher / Nürnberg im 14. Jahrhundert – die Reichsstadt war berühmt für ihren Erfindergeist. Doch die Handwerker wurden gegängelt.“ von **Norbert F. Pötzl** deutet auch darauf hin, dass alte ökonomische Probleme heute nur in anderen Kleidern in Erscheinung treten. In dem Beitrag von Jan Puhl „Supermacht des Meeres“ über die Hanse heißt es zwar „Dahinter steckte möglicherweise ein frühes liberales Verständnis von Wirtschaft: Je größer eine Zone freien Handelns, desto günstiger die Bedingungen für Unternehmer.“ Eine einleuchtende Erklärung für die Entwicklung, die Blüte und den Verfall der Hanse ist das aber nicht. Freude hat mir der Bericht von **Bettina Musall** bereitet. Sie schreibt über „Christine de Pizan, Dichterin und Chronistin, steht für eine Pioniertat: Als erste Schriftstellerin sorgte sie für den Lebensunterhalt der Familie.“ Dann hatte ich die Hoffnung, im Beitrag „Schimmer der Ewigkeit / Die lichtdurchfluteten Kirchen der Gotik“ von **Sonja Hartwig** das zu finden, wonach ich suchte und fand nur ihre - durch die Begeisterung für die gotischen Prachtbauten – Blindheit für die ökonomischen Hintergründe. Wir lesen in dem ansonsten guten Beitrag u.a.:

... Ein neuer Bau muss her, davon ist Abt Suger überzeugt. Prachtvoller, glamouröser, erhabener als all die anderen Pilgerkirchen Frankreichs. Filigran soll die Kirche sein, aber auch gewaltig. Steil in den Himmel ragen soll sie und innen mystisch leuchten. Ein Lichtpalast Gottes! So stellt es sich Abt Suger vor.

Suger ist mächtig und eigenwillig wie kaum ein anderer Kleriker seiner Zeit. Nur er kann einen so revolutionären Plan anordnen: 1137 legt er den Grundstein für einen Neubau, der sein Kloster zum geistigen Zentrum der Île-de-France machen soll. Es ist ein mutiges, ja wahnsinniges Vorhaben, denn es bricht mit allem, was die Architektur bislang ausmacht - typisch für das Denken eines Ausnahmecharakters.

Geboren wird Suger 1081, ein Junge aus einer einfachen Familie. Mit zehn nimmt ihn die Schule der Abtei auf. Mönche ziehen ihn groß, mit Prinzen und Adligen wächst er auf. Sein bester Freund ist der spätere König Ludwig VI. Das Leben im Kloster hat den immer-gleichen Takt: Lernen und Beten, Schule und Kirche. ...

... Er ist gewitzt und unterhaltsam; Historiker vergleichen ihn später gar mit Richelieu, dem größten französischen Kirchendiplomaten aller Zeiten. 1122 kommt Suger an seinen Bestimmungsort: Er wird zum Abt von Saint-Denis gewählt.

In den ersten Jahren sichert er seine Macht und die des Klosters. Er kümmert sich weniger um Geistliches, mehr um das Handfeste. Suger bringt die Finanzen in Ordnung und holt Besitztümer zurück, die einmal der Abtei gehört haben, kauft Kelche, Goldbecher, Vasen. Den Altar umrahmt er mit Ta-

feln aus purem Gold. ...

... **Das Geld**, das Suger erwirtschaftet, gibt ihm die Unabhängigkeit, auch seine Kirche zu solch einem heiligen Gefäß zu formen. Niemand kann ihm in seinen Plan vom lichten Gotteshaus hineinreden. Er ruft Baumeister, Steinmetze, Maurer und Glasmaler; aus dem ganzen Land kommen sie nach Saint-Denis.

Suger, der Bauherr, hat sich nicht nur das Konzept ausgedacht, sondern feilt auch an den Details. Die Säulen, so notiert er später, sollten aus Rom kommen, „über das Mittelmeer, dann durch die englische See und den gewundenen Lauf der Seine“. Der Plan erscheint zu tollkühn. Schließlich findet sich das passende Baumaterial nur 30 Kilometer entfernt: in einem Steinbruch bei Pontoise. ...

... **Etwas Großes** ist hier entstanden, etwas völlig Neues, die Kombination von Kreuzrippengewölbe und Spitzbogen als Stilelement. Es ist die Geburtsstunde der Gotik.

Am zweiten Sonntag im Juni 1144 wird der Chor eingeweiht; die 20 Altäre des Kapellenkranzes werden eingesegnet. König und Königin, Erzbischöfe und Bischöfe kommen aus ganz Frankreich, aus Sens, Senlis, Soissons, Chartres, Reims, Beauvais. Alle sind überwältigt von der neuen Stätte des Gebets. Und bald beginnt im Land ein Wettstreit.

Alle eifern Sugers Meisterwerk nach, alle wollen sie diesen neuen Stil für sich. Dieser zweite Sonntag im Juni 1144 hat „die Architektur eines Landes und einer Epoche vielleicht mehr geprägt als irgendein anderer Tag der Weltgeschichte“, schreibt der französische Mediävist Jean Gimpel.

Bauherren und Architekten entwerfen Pläne für neue Gotteshäuser, Skizzen, die vor Selbstbewusstsein und Geltungsanspruch strotzen. ...

... Je gigantischer die Kathedrale, desto großartiger das Lob Gottes, rechtfertigen die Bischöfe ihr Streben. Zwischen 1050 und 1350 werden so in Frankreich 80 Kathedralen, 500 Kirchen und Zehntausende von Gemeindekirchen gebaut. Die prächtigsten entstehen in Sens, Chartres, Reims und Amiens. ...

Diese enorme Bautätigkeit, die in einem bestimmten Zeitraum auftrat, kann ja nicht nur von einer neuen Mode im Baustil ausgelöst worden sein und auch nicht durch den Abt Suger, der die Finanzen eines Klosters in Ordnung gebracht hatte. Auch die in dieser Zeit überdurchschnittlichen Gründungen von Städten und die Entwicklung der Hanse werden so nicht erklärt. Ich kann hier auch keine plausiblen Erklärungen liefern, sondern will den Leser nur neugierig machen, damit er sich selbst kundig macht. Völlig unverständlich ist mir, warum die Wissenschaften, die sich mit der Wirtschaftsgeschichte und der Archäologie so desinteressiert an der Frage nach den Ursachen der Kultur- und Wirtschaftsblüte sind, denn das Thema der Münzverfassung und besonders die der Brakteaten – als Ursache dieser Entwicklung

geistert schon seit Jahren in freiwirtschaftlicher Literatur und auch im Netz herum, so dass es für einen wachen Wissenschaftler erkennbar war und ist. Am ehesten stößt man auf aussagefähige Quellen, wenn man unter den Numismatikern, den Münzenkundlern sucht.

Ich, als Schreiber, beanspruche ja nicht, den vollen Durchblick zu haben. Und mir ergeht es vermutlich nicht alleine so, dass Faktenwissen, das man sich erarbeitet hat, sich leicht wie Nebel auflöst, wenn sich der Geist anderen Dingen zuwendet und das vorher erlangte Wissen nicht ständig abruft. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, kam bei mir die Frage auf, war die Zeit der Gotik mit der Zeit der Hanse und der Städtegründung eigentlich identisch? Es geht hier also nicht um eine Besserwisserei, sondern immer wieder um die Suche nach der sachlichen Wahrheit und um die Frage, ob die Vergangenheit uns bei der Lösung der Probleme der Gegenwart helfen kann. Ein Blick ins Netz ergab für die Hanse folgendes Ergebnis:

Einleitung

Hanse, auch Hansa oder Hense war ein Zusammenschluß deutscher Kaufleute im Ausland zur Betreibung von Handelsgeschäften und zum gegenseitigen Schutz und Beistand in Verbindung mit dem Deutschen Städtebund. Die verbundenen Städte wurden als „Hansestädte“ bekannt, besonders der küstennahen Städte der Nord- und Ostsee (13. bis 17. Jahrhundert).

Umfang

Die Hanse erstreckte sich über 90 See- und Binnenstädte von Reval bis Amsterdam, an der Spitze stand Lübeck als „Vorort“ der gesamten Hanse, hier wurden die Hansetage abgehalten.

Quartiere

Im Hochmittelalter teilte sich der Hansebund in 3 Quartiere, seit dem 16. Jhd in vier Drittel (Quartiere) jedes mit einer Hauptstadt.

- Lübeck mit den wendischen
- Köln mit den westfälischen
- Braunschweig mit den niedersächsischen und
- Danzig mit den preußisch-livländischen Städten

Kontore im Ausland

Ausländische Handelsniederlassungen (Kontore) waren

- der „Stahlhof“ in London
- die „Deutsche Brücke“ in Bergen (Norwegen)
- Brügge
- Nowgorod.

Niedergang

Die Blütezeit der Hanse war um 1400, völliger Niedergang im Dreißigjährigen Kriege.

Neuer Bund

1680 schlossen sich die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen zu einem neuen Bund zusammen. So blieb der Name Hansestädte für diese drei erhalten. Die Bewohner der Hansestädte nennen sich Hanseaten.

<http://wiki-de.genealogy.net/Hanse>

In einer anderen Quelle heißt es u. a.:

Dabei tut sich die Forschung bis heute schwer, das genaue Wesen dieser Vereinigung zu bestimmen. Auf alle Fälle war sie kein Städtebund (so nur 1367 -1370 in der Kölner Konföderation), sondern eher eine lose Vereinigung von Fernkaufleuten aus den norddeutschen, einigen südsandinavischen und baltischen Städten, die sich zum Zwecke der Wahrung ihrer Interessen zusammenschlossen. Und die gemeinsamen Interessen bestanden in erster Linie in dem Erhalt von Handelsprivilegien an den wichtigsten Märkten an den (Grenzbereichen des hansischen Wirtschaftsraums, in Brügge, London, Bergen und in Novgorod, wo sich die bekannten Kontore bildeten. Die Privilegien mussten von den dort herrschenden Machthabern erworben und in der Folge verteidigt werden. Auf sich allein gestellt hätte dies kein Kaufmann geschafft. Nicht immer wird selbst in der Forschung zudem hinreichend beachtet, dass die Hanse nicht den Handel, sondern die Handelsbedingungen reglementierte, zu denen der Gütertausch abgewickelt werden sollte. Eine jede Stadt hatte die Beschlüsse der Hansetage in ihr eigenes Recht zu übernehmen, wenn sie denn weiterhin an den kaufmännischen Fernverbindungen interessiert war.

...

Die Akteure, Kaufleute, mussten und konnten sich den wandelnden Bedingungen anpassen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der (einen) Hanse, die sich um die Mitte des 14. Jh.s bildete und sich ab etwa Mitte des 16. Jh.s in Zeiten der Rezeption des Römischen Rechts zwar als Bund organisierte, aber zunehmend kleiner wurde und im 17. Jh. sanft entschlief, und den zahlreichen Hanses, die sich im 12 bis 14. Jh. in vielen nord- und nordwesteuropäischen Städten als kaufmännische Genossenschaften gebildet hatten. Wie bei wohl keinem anderen Gegenstand des älteren Europa müssen Rechts-, Wirtschafts-, Sozial- und auch die Personengeschichte ineinander greifen, um dieses von der Forschung in den vergangenen Jahrzehnten in vielerlei Anläufen ermittelte hoch differenzierte Bild aufzudröseln, was, kurz gesagt, vollauf gelungen ist.

Aus einer Buchbesprechung von Harm von Seggern zu: „Stephan Selzer: *Die mittelalterliche Hanse (Geschichte kompakt)* WBG, Darmstadt 2010, 136 S. (1 Karte), 14,90 €“ in Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 99. Band, Heft 3 (2012), Franz Steiner Verlag, Stuttgart.

Warum diese Blicke auf Vorgänge in alten Zeiten? Das Interesse richtet sich hier vor allem auf das Geld als Voraussetzung der Arbeitsteilung und damit auf den jeweils erreichten Wohlstand und der Entwicklung der Kultur, letztlich um Fragen von Krieg und Frieden. Die Gestaltung des Geldes als Währungseinheit kann dann als gelungen gelten, wenn es seine Funktion als Tauschvermittler und Wertmesser von ökonomischen Gütern und Leistungen unter allen Umständen bei einem stabilen Preisniveau erfüllt. Dem Geld wird aber noch eine weitere Funktion zugeschrieben, nämlich der Wertaufbewahrung. Diese Funktion stört aber die beiden anderen Funktionen, sie macht die Währung unzuverlässig und bewirkt immer wieder erhebliche Störungen in und zwischen den Volkswirtschaften. Aktuell ist in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung vom 4. Oktober 2014 zu le-

sen, dass der Europäischen Zentralbank für eine zusätzliche Geldversorgung auch der Ankauf von Ramsch-Wertpapieren recht ist. Dabei werden schon jetzt 90% des von der Notenbank ausgegebenen Geldes in Horte gehalten. Das ist ein übergroßes Risiko in Bezug auf die Preisniveaustabilität. Nun soll es im Mittelalter Geldverfassungen gegeben haben, in der das Geld nicht zur Wertaufbewahrung und zur Schatzbildung geeignet war. Aus dieser Zeit stammen wohl die Volksweisheiten: „Der Rubel muss rollen!“ und „Taler, Taler, du musst wandern, von dem einen zu dem ander'n.“ Der „Segen und Fluch des Geldes“ - ein Buchtitel, auf den ich noch eingehe – ist eine alte Erfahrung der Menschheit – wenn auch die Geschichtsschreiber die Wirkungen des Geldes zu wenig wahrnehmen sollen. Das die Brakteaten – einseitig geprägte Dünoblechmünzen – die Eigenschaft hatten, den Geldkreislauf zu sichern und damit für eine Dauerkonjunktur bei niedrigen Zinsen ermöglichen, ist eine jüngere Erkenntnis, die noch angezweifelt wird und weiter erforscht werden sollte und nicht nur, weil neu entdeckte geschichtliche Fakten interessant sind, sondern um uns Anregungen zu verschaffen, die uns aus der währungspolitischen Klemme helfen.

Ich habe nun mit dem Stichwort *Brakteaten* auf der CD mit den Gesammelten Werken von Silvio Gesell gesucht. Ich habe nur eine Nennung gefunden und zwar im Vorwort von Werner Onken im ersten Band der gesammelten Werke. Onken schreibt dort auf der Seite 14:

Von einigen Autoren aus der Anhängerschaft Silvio Gesells ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß es in den Brakteaten des Mittelalters ein geschichtliches Vorbild für das Freigeld gibt. Mit den periodischen gebührenpflichtigen Münzverrufungen - der "renovatio monetarum" - wurden die großen Kulturschöpfungen der Gotik in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht.

Hier wartet ein bedeutender Forschungsgegenstand auf das Interesse von Wirtschafts- und Kulturhistorikern. Sowohl über die positiven als auch über die negativen Einflüsse des Geldes auf die Geschichte der Menschheit liegen Vorarbeiten vor, an die angeknüpft werden könnte. Schließlich eröffnen viele von Silvio Gesells Arbeiten neue Blickwinkel für die Betrachtung der Wirtschaftsgeschichte der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.

Ich habe hier drei dicke Bände vorliegen, die unter dem Generaltitel „Erbgut des Mittelalters“ zusammengefasst sind. Leider haben die kein Sachwortregister, so dass ich nicht erkennen kann, ob das Thema Brakteaten darin abgehandelt wird. Aber die Aussagen zum Mittelalter, die in zwei Vorworten gemacht werden, möchte ich zitieren. In „Die deutsche Stadt im Mittelalter“ von Dr. Ernst Hamm, Stuttgart 1935, heißt es:

Wohl keine Zeit unserer deutschen Vergangenheit wurde von einem großen Teil unseres Volkes mit mehr Vorurteilen belastet als gerade das Mittelalter.

Das Schlagwort vom „finsternen Mittelalter“ läßt sich nur schwer ausrotten. Die Verbindung einer uns hart erscheinenden Justiz, grausame Folter, strengen Strafvollzug mit trüben Aberglauben haben dem Mittelalter jenen Beinamen eingebracht. Dabei gewinnen diese Vorgänge ein ganz anderes Bild, wenn man sich in die Umwelt des Mittelalters hineinversenkt. ... Das deutsche Mittelalter war alles andere als „finster“ und seine Kultur ist in vollem Umfang wert, als Erbgut unseres Volkes geachtet zu werden. ...

Und in dem Band „Deutsche Kunst und Wissenschaft des Mittelalters“, von F. C. Endres, Stuttgart 1936, heißt es:

Das beliebte Schlagwort vom „finsternen Mittelalter“ ist nur sehr bedingt richtig. Es lag wohl die einschränkende Macht der Kirche auf der wissenschaftlichen Forschung und hinderte damit die freie Entwicklung auch der Technik. Aber gerade das Mittelalter zeigt uns an seinem Ausgang in der Erfindung der Buchdruckerkunst auch das große Mittel zur Befreiung der Geister. Die süddeutsche Glanzperiode der deutschen Literatur und ihre Früchte sind noch lange nicht genugsam verwendet für unser deutsches Volk der Gegenwart. ...

In einer der Quellen, die ich gesichtet habe, wurde gesagt, es sei unmöglich ein einheitliches Bild vom Mittelalter in Europa oder auch nur in Deutschland zu entwerfen, die Entwicklungen seien in dem großen Zeitabschnitt (ca. 6. bis 15. Jahrhundert) und auch regional zu unterschiedlich gewesen. Wir müssen ja bedenken, dass es uns schon schwer fällt zu sagen, wann, was, wo im vorigen Jahr passiert ist. Für Ereignisse die 10 oder 50 Jahre zurückliegen können wir uns - wenn wir nicht auf Protokolle oder schriftliche Berichte zurückgreifen können - oft nur noch verschwommen erinnern. Unsere Erinnerungskultur baut heute nicht mehr – wie noch in vielen anderen Ländern – auf die Gedächtnisleistung mündlicher Erzähler auf, sondern auf das geschriebene und seit einigen Jahrzehnten auch auf Ton- und Bildträger gespeicherte Wort. Und hier gibt es Quellen, die uns ermöglichen ein annäherndes Bild von örtlichen und zeitlichen Zuständen zu machen. Dabei kann man nicht damit rechnen, dass die verschiedenen Quellen ohne Widersprüche sind.

Ich habe jetzt nach 58 Jahren wieder in dem dreibändigen Werk „Bilder aus deutscher Vergangenheit“ von Gustav Freytag (Deutsche Buchgemeinschaft o.J. mit einem Vorwort von 18. Oktober 1866) gelesen.¹ Im Band 1. im Kapitel „Aus Stadt und Land / Zur Zeit der Me-

¹ Ich hatte mir die Bücher von meinem Vater ausgeliehen und mitgenommen als ich auf einen schwedischen Frachter als Matrose anheuerte. Ich kann mich nicht mehr an den Inhalt erinnern, wohl aber, dass ich nach der Wache spätestens nach der fünften Seite eingeschlafen war. Das bedeutete, dass ich bei der nächsten „Lesung“ wenigstens zwei Seiten zurück weiterlesen musste, um den Anschluss an das Gelesene zu bekommen. Mein Vater, der diese Bücher als junger Mann erworben hatte, konnte sie erst lesen, als er alt und krank war. Er hat es in den Büchern vermerkt. Es war ihm wohl ein Bedürfnis, seinen Kindern dieses mitzuteilen.

rowinger“ ist wirklich etwas vom Beginn des finsternen Mittelalters zu lesen. Das Ende des Mittelalters wird dann wohl auch finster gewesen, so dass seine Glanzzeit dem nachgeborenen Betrachter wie zwischen den Buchdeckel des nicht aufgeschlagenen Buches verborgen geblieben ist. Ich bringe jetzt einen Auszug aus dem ersten Band. Er beginnt auf der Seite 270:

Die Germanen hatten sich auch als Erben in den römischen Handel und Geldverkehr eingedrängt; fortan sollte Kapital und Arbeitslohn, Umlauf des geprägten Metalls und die Erträge, welche der Besitzende von Eigen und Habe zog, das Erdenschicksal unserer Ahnen bestimmen, nicht weniger gebieterisch und unablässig, als urheimische Sitte und Rechtsgefühl, als das Klima der neuerworbenen Länder und als der Christenglaube.

Die Könige der Burgunder und Goten schlugen Geld seit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zuerst vorsichtig und spärlich, das römische Gepräge treu nachahmend, dann eigene Zeichen einfügend. Sie benutzten dafür die Genossenschaft römischer Münzer, welche sie in Gallien vor fanden, denn diese alte und berüchtigte Gilde verstand die fremde Kunst und brachte die neuen Münzen, welche im Korn schlechter ausfielen als die römischen, im Großhandel unter. Später folgten die Franken, ebenfalls mit sorgfältigem Anschluß an Bild und Umschrift der Münzen von Byzanz. Als im Jahre 543 Kaiser Justinian den Frankenkönigen gestattete, auch die Goldmünze — den kaiserlichen Stater — mit ihrem eigenen Gepräge zu schlagen, da galt dies Zugeständnis für ein Vorrecht, welches selbst dem Perserkönig nicht zuteil geworden war. Denn im Großhandel der von China bis zum Tajo reichte, herrschte ausschließlich römisches Gepräge, und eifersüchtig wachte der Kaiser darüber, daß dieser Beweis seiner Weltherrschaft ihm nicht widerlegt werde. Aber das neue Privilegium, welches Byzanz den Herren der großen Münzstätte Arles erteilte, war nur wie ein Reisesegen, welchen ein Lahmer dem Blinden auf den Weg gibt.

Denn als die germanischen Bauern Herren der antiken Städte und ihres Verkehrs wurden, machten sie sich zu Mitspielern in dem letzten Akt eines großen Trauerspiels, welches durch den römischen Staat und seine Geldleute seit dem zweiten Punischen Kriege abge spielt worden war. Das siegreiche Rom hatte den Geldverkehr aller Mittelmeervölker an sich gezogen, zuletzt monopolisiert. Ungeheure Summen wurden in Rom durch Beraubung der Provinzen aufgesammelt und durch große Geldgeschäfte, durch Lieferungen und Entreprisen nutzbar gemacht. Es war eine massenhafte Anlage in Unternehmungen des Kaufmanns und Spekulanten, Anlage von Kapitalien, welche dem regelmäßigen Verkehr ihrer Landschaften durch Gewalt entrissen wurden; der Gewinn daraus blieb ein ungesunder Erwerb, denn er beschränkte dauernd die Unternehmungskraft der Provinzen zugunsten Roms, er erkaufte seine Vorrechte dadurch, daß er die Bevölkerung der großen Städte Italiens mit geschenktem Brot und künstlich erniedrigten Getreidepreisen fütterte. Dafür entzog er jährlich große Massen landwirtschaftlicher Produkte dem Verkehr und machte den Fruchtbau wenig

lohnend. Er trieb einen harten, gewissenlosen Wuchersinn herauf, maßlose Verschwendung, arge Unsittlichkeit, er begünstigte einen unsinnigen Verbrauch von Luxuswaren welche nicht durch eine entsprechende Produktion von neuen Werten innerhalb des römischen Stadtgebietes ausgeglichen wurde.

Die Folgen der einseitigen Richtung auf Kaufmannsgeschäft und Wucher wurden bereits in der ersten Kaiserzeit fühlbar. Der Grundbesitz und das Kapital ballten sich in den Händen weniger, auch in den Provinzen; die Energie der freien Arbeit hörte auf, die ganze Produktion wurde schwächer, auch die Staatseinnahmen geringer, schon Mark Aurel mußte die Kostbarkeiten des kaiserlichen Palastes verkaufen, um die Legionen zu bezahlen. Der Raubsinn schlechter Kaiser suchte Hilfe in Konfiskationen und Plünderung der Reichsten, die Staatsnot zwang zur Verschlechterung der Münze, die endlosen Schwankungen im Wert des Verkehrsmittels lähmten Arbeit und Handel. Sehr unsicher wurde in unablässigen Kriegen und innerer Anarchie Leben und Besitz, eine Münzentwertung, wie sie ärger und furchtbarer kaum gedacht werden kann, demoralisierte das Volk; der Umsatz aller Waren wurde schwierig und langsam und auch dadurch ein Mangel an rollendem Edelmetall fühlbar.

Aber das Edelmetall rann außerdem unaufhörlich über die Grenzen des Staates und kehrte nicht wieder zurück. Alle Staatsgelder, welche der Hof und die Beamten aus den Händen ließen, wurden verbraucht, die Heere in Britannien, an Rhein und Donau zu erhalten. Aus den Grenzprovinzen wurde das gemünzte Gold und Silber immer wieder von den einbrechenden Barbaren entführt. Dadurch wurde sein Verkehrsgebiet erweitert, es rollte hinauf bis in den höchsten Norden und verhielt sich dort in Goldschmuck und Kasten, um neue Feinde gegen den goldbesitzenden Süden zu locken. In dieser Kriegszeit wurde auch der Gewinn neuer Metallmassen aus den römischen Bergwerken geringer, er hörte in schlechten Jahrzehnten ganz auf. Man darf zweifeln, ob der Bergbau je seit der Kaiserzeit den Ausfluß der edlen Metalle nach dem Ausland ergänzt hat; nach Konstantin fiel ein Bergwerk um das andere in die Hände der Reichsfeinde und wurde von den Arbeitern verlassen. Und in denselben Jahren wurde der Abzug des Goldes nach den nördlichen Barbarenländern noch stärker, weil der Staat genötigt war, seine Existenz von den Barbaren durch jährliche Tributsendungen zu erkaufen.

Aber gefährlicher war der Verlust des Edelmetalls an den Osten.² Immer war der Handel Roms vorwiegend Passivhandel gewesen, wobei geraubtes Metall die Ware bezahlte, am meisten nach dem fernen Asien. Weder die Stoffe griechischer Fabriken noch die Bildnerarbeiten des Mittelmeers dienten den Indern unter der Tropensonne. Dem begehrtlichen Europa aber wurden die köstlichen Waren vom Indus und aus dem Roten Meer mit jedem Jahrhundert unentbehrlicher. Der wagehalsige Kaufmann aus Syrien oder den griechischen Inseln führte Seide, Baumwolle, Tierfelle, edle Steine aus China und Indien, Gewürze aus Arabien Elfenbein von Adulis nach den

2 Anmerkung von TA: Gemeint ist hier wohl nicht der Osten Deutschlands oder Europas, sondern der Nahe Osten und der ferne Osten.

großen Märkten des Mittelmeeres, nach Byzanz und Alexandrien. Das Silber der Claudischen Kaiser wanderte bis in die lackierte Büchse der Chinesen und die Goldmünzen mit Kreuz und Engeln sammelten sich in den Schatzhäusern indischer Könige, sie halfen Tempeldächer am Ganges vergolden, dort eine weichliche Hofpracht und endlich ein Verhängnis schaffen, denn sie lockten die beutelustigen Krieger des Islam über die heiligen Ströme. Das römische Reich erkaufte sich aber nicht Rettung dadurch, daß es seine blutige Beute anderen Völkern auf das Leben legte.

Auch was die Römer von Edelmetall bewahrten, wurde dem Verkehr immer weniger fruchtbringend. Der ungesunde Erwerb in glänzender Zeit hatte eine Verwendung zum Hausrat beliebt gemacht, welche dem modernen Leben ganz fremd ist. In den wohlhabenden Familien strahlten die Festräume von verarbeiteten Gold- und Silbermassen; silbern waren Sessel, Speisetische, sogar Wagen; die Kaiser bemühten sich vergeblich, massives Goldgerät als ihr Vorrecht anderen zu verbieten. Die Gewohnheit unproduktiver Verwendung des Edelmetalls war so eingewurzelt, daß auch die größte Geldklemme daran wenig änderte. Im Gegenteil. Als der Erwerb unsicher wurde, die Münze wertlos³, als dem Wohlhabenden seine Bodenrente, ja sein Grundbesitz jeden Tag durch eine Verleumdung bei Hofe oder durch einen Barbareneinbruch entzogen werden mochte, gerade da erhielt das verarbeitete Silber und Gold, das er um sich gesammelt, eine neue Bedeutung, es erschien ihm jetzt als der sicherste Teil seines Besitzes, als handgreiflicher Beweis seines Reichtums, als wertvolle Hilfe in einer möglichen Not. Das Edelmetall des Hauses war nicht nur der Schmuck, es wurde allmählich ein Schatz. Nicht der Germane erfand das Schatzsammeln als ein unwissender Bauer, der die bessere Verwertung des Metalls durch gebildete Zeitgenossen nicht verstand, sondern der Römer selbst, der Enkel der großen Kapitalisten und Rentenkünstler war zurückversetzt in das Verkehrsleben der Vorzeit, wo das Kupfer mit der Wage gewogen wurde und ein Esel die Börse eines Geschäftsmannes auf dem Rücken trug. Aber es sollte noch ärger kommen. Um sich Einnahmen zu verschaffen, griffen die Kaiser zu dem letzten Mittel, sie bemächtigten sich aller Industriezweige, welche noch irgendwie gewinnreich erschienen, die Verfertigung von Purpur, Papier, kostbaren Geweben wurde das Monopol des Staates. Schon in früher Kaiserzeit hatte das Fabrizieren durch den Staat begonnen, in der Not wurden die Kaiser grausam und gewalttätig. Hart bestrafen sie jeden Unternehmer, der ihnen Konkurrenz zu machen wagte, und jeden Kaufmann, der unmarkierte Waren verkaufte. Zugleich schraubten sie die Preise zu abenteuereicher Höhe. Dies elende Finanzmittel ruinierte zeitweise die byzantinische Industrie, sogar unter Justinian standen die Seidenfabriken von Tyrus und Berytus plötzlich still, der Verkehr schrumpfte zusammen; die Bedrückungen der Beamten, welche in jedem Warenballen den kaiserlichen Stempel suchten, wurden dem Kaufmann unerträglicher als dem Verbraucher die hohen Preise.

So geschah es, daß während der Völkerwanderung der Geldverkehr im

3 Da die Münze als Geldeinheit in einer Deflation einen steigenden Wert hat, kann hier „die Münze wertlos“ nur heißen, das Geld versagte seinen Dienst oder die Münze im Sinne der Prägestätte (heute Notenbank) funktionierte nicht. Anmerkung TA.

westlichen Römerreich tiefer herabsank als je seit der Karthagerzeit. Der Landbau brachte nur geringe und höchst unsichere Rente, überall fehlten die schaffenden Arbeiter; eine Kapitalsanlage auf ihm war kaum noch möglich; wer Geld auf Grundbesitz haben wollte, konnte es höchstens dadurch erhalten, daß er das Grundstück selbst dem andern zur Benutzung abtrat, und er fand auch dafür schwer einen Gebrauchslustigen. Dagegen wucherte das Leihgeschäft. Schatz- und Beutestücke, Goldgeräte und Edelsteine wurden die gewöhnlichen Unterpfänder auf welche man noch Geld erhalten konnte. Der Geldverkehr entglitt den Händen der alten grundbesitzenden Familien und kroch um die Tische der Goldschmiede, der Syrer und Juden; diese kauften die Fabrikate der kaiserlichen Fabriken und vertrieben sie unter die Barbaren: wer Geld begehrte in Gallien, Rom und Byzanz, der mußte sich an sie wenden. Unterdes hing es von Vandalen und Franken ab, ob die italienischen Römer Brot zum Essen hatten. Die ungesunde Kapitalwirtschaft hatte allmählich sich selbst ihre letzten Wurzeln abgeschnitten, das rollende Metall galt jetzt nur noch als Schatz, der höchstens einen Gewinn abwarf, wenn Gold gegen Goldschale, oder Gold gegen Handelsware gegeben wurde. Auch diese Art von Geldverkehr wurde durch den Mangel an Vertrauen und die Unsicherheit aller Verhältnisse gedrückt.

In dieser zerrütteten Welt sollten die Germanen wirtschaften. Sie hatten freilich gelernt, einen Schatz zu sammeln, und sie trieben diese ansprechende Tätigkeit, wie ihre Art war, mit einer gewissen gemütlichen Hingabe und mit Poesie, welche sehr dazu beitrug, ihnen diese Liebhaberei dauerhaft zu machen. Ihre Könige und Befehlshaber häuften große Massen edlen Metalls zusammen, dem Beispiel der Großen folgte das Volk, und das Edelmetall behielt durch tausend Jahre die Neigung, in deutsche Truhen zu verschwinden. Aber trotz diesem Aufsammeln blieben die Germanenvölker geldarm. Das Silber, welches aus den alten Bergwerken und Jahrhunderte später aus neuen im Harz zutage kam, das Gold, welches damals aus dem Rheinsand gewaschen wurde, war im ganzen unbedeutend; der alte Metallvorrat verbreitete sich auf einem größern Gebiet, er drang weiter in den Norden und über die Weichsel, und noch immer währte der Abfluß über Griechenland nach Indien. Auch der Germane wußte, daß ihm das Schöne und Kostbare aus dem warmen Sonnenland kam, das Tigerfell seines Lagers, die prachtvollsten Edelsteine, welche an den Becher geschmiedet, im Halsband und Ringe getragen, bösen Zauber abwehrten und das heimliche Gift verrieten, dazu schöne Gewänder, leicht wie Flaum, der Purpur, der auch ihm wunderbar erschien, der süße Geruch, welcher Tempel und Straßen an den großen christlichen Festen erfüllte, der Pfeffer und Zimt, womit er jetzt das gute Gericht schärfte, sogar eingemachte Kräuter aus Ägypten, welche fromme Einsiedler liebten, weil die großen Büsser der thebaischen Wüste durch diese heilige Kost genährt waren, dies und vieles andere machte ihn abhängig von den Märkten des Mittelmeers; die orientalischen Händler waren auch ihm unentbehrlich. Der Orient aber wurde ihm das geheimnisvolle Gebiet, wo die Morgenröte aufstieg, wo das Kreuz gestanden hatte, wo der schönste Schmuck seines irdischen Lebens zu finden war. Es wurde ihm ein Land der Sage, vielleicht der Sehnsucht; und das Geld aus seinem Schatz behielt die Neigung, dorthin zu rollen. Selbst als die Mohammedaner den orientalischen Verkehr verdarben, blieben den Deutschen die Augen

bewundernd nach dem Osten gerichtet.

Seit Besetzung des Römerlandes durch Germanen hob sich der Handel im Mittelmeer, der Kaufmann fand unter ihnen trotz ihrer Neigung zu Gewalttat doch mehr Treue und Billigkeit, als unter den Blutsaugern in Byzanz und den griechischen Inseln. Die Könige hatten im ganzen nicht nur den guten Willen, auch einige Kraft, das Eigentum zu schützen. Die besseren begriffen sehr wohl, worauf es im Verkehr ankam. Theoderich fand die Schifffahrt Italiens völlig vernichtet, sogar die Fahrzeuge waren verfault und verbrannt, er gab seinen Beamten Befehl, tausend seetüchtige Schiffe zimmern zu lassen; und das war keine zufällige Königslaune, denn unter seiner sichern Herrschaft hatte sich Landbau und Industrie so schnell gehoben, daß Italien wieder exportieren konnte, was seit einigen hundert Jahren nicht möglich gewesen war. Auch die wilden Frankenkönige und die Angelsachsen erwiesen dem Handel billigen Sinn, Marseille und London waren um 600 bereits große Märkte. Selbst in Karthago unter der strengen Herrschaft der Vandalen blühte der Handel auf, und die unzufriedenen Afrikaner, denen der Steuerdruck ihrer Herren unleidlich dünkte, wurden, als sie unter Justinians Herrschaft kamen, mit Schrecken gewahrt, daß die Regierung des alten Kulturstaats weit ärger zu pressen verstand.

Allerdings wurde dem Handel bald hier, bald dort ein Paß verlegt, ein Markt verwüstet; von der See spähten die Raubschiffe der Sachsen und Normannen in die Buchten des Mittelmeers, die Straßen blieben unsicher, die Königsfehden störten immer wieder Absatz und Warensendungen. Dem ungeachtet war nach der Wanderzeit der Großhandel überall, wo Germanenreiche bestanden, nicht unbedeutend, aber er war allerdings vorzugsweise in den Händen orientalischer Kaufleute, und seine Entwicklung wurde durch Mangel an Kapital aufgehalten. Doch seit die Sarazenen sich nach dem Jahre 700 in Spanien eindrängten wurde der Warenverkehr wieder verringert; auch die Raubschiffe der Sarazenen plünderten im Mittelmeer und machten alle Küsten unsicher. Von da dauerte, selten gebändigt, diese Plage des Mittelalters bis in die neuere Zeit. Nach dem zehnten Jahrhundert setzten sich Haufen des fremden Volks im südlichen Frankreich fest, ja sie nisteten sich sogar in den Alpen ein, verlegten den Wallfahrern und Wagenzügen den Weg nach Rom und raubten erbarmungslos, soweit ihre schnellen Haufen zu schwärmen vermochten.

Die letzte Hälfte des siebenten und die erste Hälfte des achten Jahrhunderts war die Zeit, wo die Kultur Europas am tiefsten stand, wo noch viele antike Habe verlorenging, welche die Wanderzeit überdauert hatte. Es ist auch die Periode, in welcher wir von dem Leben der Germanen am wenigsten wissen, denn auch die schriftlichen Aufzeichnungen wurden spärlich.

Unterdes war der Germane Landwirt geblieben, erkannte außer seiner Hufe kein anderes Eigen, welches Erträge gab. Diese bestanden in Vieh und Frucht, welche er selbst baute, und in den Leistungen an Getreide und Viehhäuptern, welche ihm seine Unfreien und Hintersassen zahlten, weil er der wahre Eigentümer des Bodens war, auf dem sie saßen. Auch wo der König und der Bischof Geldstücke von abhängigen Männern einnahmen,

wurde dies Geld betrachtet wie die Hühner, der Käse und die Scheffel Weizen, als Gegenstände des Verbrauches, die man aufsammlte oder gegen Waren umtauschte, die man aber nicht wieder benutzen konnte, um von ihnen einen Zins zu ziehen. Das Geld war dem Abendland etwas ganz anderes geworden, als es im blühenden Altertum gewesen war, nicht das Mittel, Reichtum zu erwerben, sondern ein Teil des Erworbenen. Wenn die Kirche um diese Zeit dem Christen für unziemlich erklärte, Geld gegen Zinsen zu leihen, so setzte sie nichts Neues und Drückendes fest, sie sprach nur aus, allerdings in ihrem Interesse, was nach dem damaligen Zustand der Geldwirtschaft für den Germanen in der Ordnung war. Da aber der Verkehr Geldleihen um Zins doch nicht ganz entbehren konnte, so wurden die Juden, welche das Kirchengesetz ohnedies nichts anging, auch gesetzlich autorisiert, gegen Zins zu leihen; sie wurden privilegiert für die Geldgeschäfte die sie bereits tatsächlich in der Hand hatten, und kamen dadurch in eine unerhörte Stellung zu den abendländischen Völkern. Sie allein vermochten im modernen Sinn reich zu werden, indem sie das Kapital arbeiten ließen, und sie wurden bei hohen Zinsen und bei Darlehen gegen sicherndes Faustpfand unvermeidlich sehr reich und in gewissem Sinn die stillen Regenten der Mitlebenden. Aber sie lebten in einer räuberischen Zeit, in welcher ihr Gewinn fortwährend die Habsucht der Schlechten und die Bekehrungslust der Frommen aufregte, sie blieben deshalb durch das ganze Mittelalter die Bankiers und Kapitalisten und wieder die Ausgeplünderten und Beraubten, der Kirche höchst anstößig und doch sehr begehrenswert, vom Volk verachtet und gefürchtet, Vertraute und Opfer der Könige.

Auch in den Städten des Römergebietes war der freie Germane nicht Handwerker, sondern Wirt, auch dort besaß er ein Eigen in Haus, Flurstück, Weinberg, sein Grundbesitz erwies ihn nicht nur als freien, waffenfähigen Mann, er umschloß ihm auch die ganze Möglichkeit zu leben; wer aus der Heimat schied, dem versiegten alle Quellen seiner Existenz, sobald er seine letzte Goldmünze oder Halskette um Nahrung verkauft hatte. Wer Geld zu zahlen hatte als Buße für ein Vergehen und keinen Schatz besaß, der mußte sich seines Eigentums entäußern, indem er es einem benachbarten Grundherrn, dem Bischof, dem König verkaufte und von diesem zurückkempfung gegen einen jährlichen Zins, der fortan das Grundstück belastete, ihn selbst aus freiem Eigentümer zum Zinspflichtigen eines Herrn herabdrückte. Auch auf diesem Wege begann die Verschlechterung in der Lage der Gemeinfreien; allerdings arbeitete noch vieles andere daran, sie herabzudrücken.

Dieser niedrige Zustand der Geldwirtschaft dauerte durch Jahrhunderte bis zur Entwicklung der deutschen Stadtekraft.⁴ Unbehilflich und langsam wälzte sich das Geld aus einer Truhe in die andere, lange Zeit floß nach dem Süden ab, was durch Beute und Bergbau von den Deutschen gewonnen wurde. Die Städte der Langobarden waren die ersten, welche durch ihren germanischen Schiffermut zu eigener Handelschaft mit dem Orient kamen, in ihren Schreinen sammelte sich das Geld, welches aus dem Norden abfloß, bei ihnen wurden zuerst wieder große Kapitalsunternehmungen und

4 Hervorhebung durch T.A.

Geschäfte mit regelmäßigem kaufmännischen Zins möglich. Von ihnen kam Handelsverkehr, Industrie, Geldgeschäfte in die Städte Süddeutschlands, des Rheins, der nordischen Hansa. (Seite 270 – 279)

In dieser Beschreibung ist enthalten die Wirkungen des Privat- wie Staatskapitalismus, die auf die Fehlkonstruktionen der Geldverfassung und die Problematik des Bodenrechtes zurückzuführen sind. Wir haben die Beschreibung einer lange dauernden Deflation durch Abfluss des Geldes bei einer passiven oder negativen Handelsbilanz und der Verschätzung und Hortung des Geldes. Alle jene, die heute noch oder wieder von einer Edelmetallwährung das Wort sprechen, sollten sich in die Geschichte des Geldes und seine Wirkungen vertiefen. Wir haben im letzten Absatz von Gustav Freytag aber auch die Ankündigung einer neuen Zeit vernommen. Die Suche nach den Ursachen ihrer damaligen Realisierung ist also berechtigt.

oooooooooooooooooooooooooooo

Einschub

Georg Otto, ein Teilnehmer der NWO-Mailing-Liste, in der wir uns über ökonomische Themen austauschen, fragte an, ob ich ihm noch einmal den Link zu einer Fundstelle zum Thema Brakteaten zusenden könne. Da ich auf einen großen Teil dieses E-Mailverkehrs nicht zurückgreifen kann, habe ich über E-Mail-Liste angefragt, ob ein anderer Teilnehmer behilflich sein könnte. Wir erhielten über die Liste folgende Antwort:

Hallo Tristan, Georg und Mitleser,
gemeint ist sicher der Text von Paul C. Martin, den seinerzeit (m.E.) @Ferdinand hier bekannt gemacht hat:

<http://userpage.fu-berlin.de/~roehrigw/kritik/brakteatmaer.html>

In diesem Zusammenhang ist hierzu auch die sehr interessante Entgegnung von Eckard Siemer zu beachten:

<http://userpage.fu-berlin.de/~roehrigw/kritik/replik.htm>

Eckard Siemer hat übrigens zusammen mit Gunnar Heinsohn (!) die folgende Schrift verfasst: http://books.google.de/books/about/Vom_sakralen_Ursprung_des_christlichen_G.html?id=vFB-PgAACAAJ&redir_esc=y

Das folgende Zitat von Stephen Zarlenga, "Der Mythos vom Geld - Die Geschichte der Macht" Zürich, 1999, S. 108, kann man sich durchaus auf der Zunge zergehen lassen:

"Bereits 1340 hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Münzverschlechterung zwar sehr gut für die Arbeit und relativ gut für Industrie und Handel, aber schlecht für die Pachteinnahmen der Grundbesitzer war. Die Münzverschlechterungen wurden eingestellt, nachdem die Landbesitzer erfolgreich die Schriften des Nikolaus von Oresme, in denen er dieses Vorgehen verurteilte, propagiert hatten."

Zarlenga beruft sich dabei auf die Studie von Spufford: "Money at its use in Medieval Europe" Cambridge, 1988, welche hier in Teilen gelesen werden kann:

<http://books.google.de/books?>

[hl=de&lr=&id=MoyNhwhSVYAC&oi=fnd&pg=PR7&dq=money+and+its+use&ots=7VwrRK7NaY&sig=3nPVoUKfXCZaUHrk5hUovve8GVg#v=onepage&q=money%20and%20its%20use&f=false](http://de&lr=&id=MoyNhwhSVYAC&oi=fnd&pg=PR7&dq=money+and+its+use&ots=7VwrRK7NaY&sig=3nPVoUKfXCZaUHrk5hUovve8GVg#v=onepage&q=money%20and%20its%20use&f=false)

In diesem Zusammenhang sollte man auch immer das Greshamsches Gesetz im Hinterkopf behalten:
http://de.wikipedia.org/wiki/Greshamsches_Gesetz

Schlechte Münzen, wie es die Brakteaten wohl waren, können - meiner Meinung nach - aufgrund ihrer Abnutzung durchaus den gleichen Effekt ausüben wie eine Münzverrufung, auch wenn sie selbst nicht verufen werden. Eine Verurteilung ist ja, wie auch eine Gebühr auf Geld (d.h. allgemein anerkanntes Zahlungsmittel), ein "künstliches", rein aus der Gesetzgebung heraus gewolltes "Schlechtmachen" des Zahlungsmittels.

viele Grüße Klaus Marienfeld

+++

Ich habe unter anderem geantwortet: Zum Thema Gresham'sches Gesetz ist auf meiner Internetseite folgender Text zu finden:

Text 108.5 / Geldwertbewußtsein und Münzpolitik / Das sogenannte Gresham'sche Gesetz im Lichte der Verhaltensforschung / Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. G. Schmolders von Dr. Ingeborg Meyer, 1957

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/108.5.Greshamsche.Gesetz.pdf>

Oresme habe ich im Bestand und auch zitiert. Bei Bedarf den Suchbegriff in die Suchfunktion auf meiner Internetseite eingeben. Der Bischof Oresme ist in Ordnung. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich Worte von ihm gegen eine Inflationspolitik eingesetzt. Es grüßt Tristan

Die Texte von Paul C. Martin und Eckard Siemer sind auch im Anhang mit der Textkennziffer ~~126-2~~ zu lesen.⁵

Mit der Eingabe des Suchbegriffes *renovatio monetarum* erreichte ich mit der Suchmaschine MetaGer (<http://metager.de/meta/cgi-bin/meta.ger1?eingabe=Renovatio+monetarum>) 36 Nennungen.

Ende des Einschubes

oooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Bevor ich die Arbeiten von Karl Walker und Hans Weitkamp mit ein paar Zitaten vorstelle, sei darauf hingewiesen, dass ich in anderen Werken nach den Spuren der Wirkungen von Brakteaten und der Geldverrufungen - der *Renovatio monetarum* – gesucht habe.⁶ In der „Zeittafel der Weltgeschichte (1999, Könnemann Verlagsgesellschaft) und in „Knauers Zeittafel zur Deutschen Geschichte“, o. J., bin ich nicht fündig geworden. Aber ein Eintrag für das Jahr 1254 erscheint mir interessant, weil das Ereignis in die Zeit fällt, in der die

5 Diese Beiträge wurden unter der Textziffer 133.2 und dem Titel „800 Jahre Neustadt am Rügenberge / Quellen zum Thema Ökonomie in der Zeit der Brakteaten“ zugänglich gemacht. Siehe: <http://www.tristan-abromeit.de/pdf/133.2.Quellen.zum.Thema.Brakteaten.pdf>

6 Bei der Suche stieß ich auch auf die nachfolgend benannte Arbeit, die von der Büchergilde Gutenberg prämiert wurde: „Die soziale Frage: Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit“ von Norbert Olah“, 2001, In ihr gibt es auch einen Abschnitt zum Thema Hochmittelalter.

Brakteaten und Münzverfälschungen für einen allgemeinen Wohlstand gesorgt haben sollen. Und ich wiederhole mich, wenn ich sage: In Zeiten des allgemeinen Wohlstandes und der ökonomischen Sicherheit sind die Menschen toleranter als in Zeiten der ökonomischen Bedrückung und Unterdrückung. Es heißt dort:

1254 „Der Rheinbund erklärt alle Bürger (Juden, Laien, Kleriker, Weltpriester) sollen die gleiche Freiheit der Person und des Eigentums genießen.“

Ich habe in dem Buch „Der jüngste Tag / Die Deutschen im späten Mittelalter“ von **S. Fischer-Fabian**, 1985, nach Hinweisen auf die Ursachen des Absturzes aus dem prosperierenden Hochmittelalter in die zweite Phase des „finsternen Mittelalters“ gesucht. Ich habe Hinweise auf die Spannungen in den damaligen Gesellschaften gefunden, aber nicht einmal einen Hinweis darauf, dass es eine Blütezeit der Wirtschaft und infolge der Kultur gegeben hat. Fischer-Fabian schreibt u. a. im Vorwort:

Enea Silvio Piccolomini, Sekretär Kaiser Friedrichs III., Priester dann und aufgestiegen zum höchsten Amt der katholischen Christenheit, schrieb über die deutschen Städte jener Zeit, nachdem er Köln, Worms, Speyer, Straßburg, Ulm, Wien, Breslau, Danzig, Lübeck und Frankfurt besonders hervorgehoben hatte: »Will man daher die Wahrheit sagen, so gibt es keine Nation in Europa, deren Städte besser gestaltet sind und einen schöneren Anblick böten als die der Deutschen. . .«

Eine Welt des Wohlstands und der Geborgenheit also, so möchte man glauben, geschaffen von den Bürgern der Städte, und die bürgerliche Tüchtigkeit ist in der Tat eine der gediegensten Gaben des deutschen Spätmittelalters. Bürger waren es, die die himmelragenden Dome bauten, die die Skulpturen schufen, die die Gemälde malten. Bürger fuhren mit ihren Wagen und Schiffen in abenteuerliche Fernen, und ihr Wort, das Kaufmannswort, galt mehr als Königswort. Bürger bereiteten dem Handwerk einen goldenen Boden, und bei ihren Arbeiten gedieh die Zweckmäßigkeit zur Schönheit. Bürger lehrten und lernten an den neu gegründeten Universitäten, entdeckten die Kunst, Bücher zu drucken, und das System, anstelle von Naturalien mit Geld zu zahlen. ...

Zwischen Verklärung und Finsternis erscheint uns das Zeitalter des späten Mittelalters, zwei Gegensätze, die ahnen lassen, von welcher extremen Spannung es bestimmt wurde. Sie zeigten sich nicht nur darin, daß es Reiche gab und Arme, Herrschende und Geknechtete, Gute und Böse; wann hätte es sie nicht gegeben? Der Mensch mit den zwei Seelen in seiner Brust tritt jetzt in die Geschichte, ein innerlich Zerrissener, der an allem zweifelt, was einst unbezweifelbar gewesen ist, dessen Leitsterne erloschen sind, dessen Welt aus den Fugen geraten.

Irre geworden an seinem Glauben und an denen, die ihn verkündeten, ohne Maß und Mitte, ist der Mensch den Stürmen einer Epoche ausgeliefert, in der das Alte wankt und das Neue seine Gestalt noch nicht gefunden hat.

Und sein Herz ist bedrängt von namenloser Angst vor dem, was kommen wird, was kommen *muß*, das Weltenende, der Jüngste Tag.
Parallelen zum Heute? Sie zu ziehen würde nicht schwerfallen.

Das erste Kapitel lautet „Der Schwarze Tod“, in dem die Pest beschrieben wird, die die Schiffsbesatzungen von 13 Schiffen, die vom Schwarzmeerhafen Kaffa auf der Krim kommend in Messina einschleppten, macht zwar sichtbar, was heute geschehen kann, wenn mit der Seuche Ebola nicht sachgerecht umgegangen wird und mit den Geißlern und der Judenverfolgung deutlich, wenn individuelle und gesellschaftliche Bedrohungen nicht rational erklärt werden oder nicht erklärt werden können. Aber ob die Empfänglichkeit für die Seuche durch den Abbruch des goldenen Mittelalters erzeugt worden ist, erfahre ich dort nicht. Das spricht nicht gegen das Buch, das gut lesbar ist und viele interessante geschichtliche Hinweise vermittelt. In dem Kapitel „Judenbrand und Judenschlächter“, in dem berichtet wird, wie die Juden mit Unterstellungen für das Elend, das die Seuche verursachte, verantwortlich gemacht wurden. Dort heißt es unter anderem:

In Deutschland war es ihnen seit altersher besser ergangen als anderswo. Kaiser Karl der Große, noch mehr sein Sohn Ludwig der Fromme beschützten sie gegen Übergriffe von Vasallen und Geistlichen, gewährten ihnen Freizügigkeit, verliehen ihnen Handelsprivilegien. Mainz, Speyer, Worms waren seit dem 10. Jahrhundert Mittelpunkte jüdischer Gelehrsamkeit. An der Kultur ihrer christlichen Umwelt nahmen sie lebhaften Anteil; sie stellten sogar einen Minnesänger, Süßkind von Trimberg. Kein Fürst, kein Kaiser jedoch konnte ihnen helfen, als 1096 der Zug der Kreuzfahrer sich von Frankreich aus in Bewegung setzte und die frommen Ritter sich auf den Kampf mit den Ungläubigen in Palästina vorbereiteten, indem sie erst einmal die eigenen Ungläubigen umbrachten, ihre jüdischen Mitbürger. Später und immer wieder wurden Juden von Kaisern und Königen geschützt, ein Schutz, der Geld kostete. Krönungsabgaben, Opferpfennige, Geleitzoll, Leibzoll wurden erhoben und stets aufs neue Sonderabgaben. Die Beschützer wurden zu Ausbeutern, nachdem sie erkannt hatten, welche Geldquelle hier erschlossen worden war. Mit der Ausbeutung wuchs die Entrechtung, was manche Potentaten fragen ließ, warum man die Gans würge, die goldene Eier legen sollte.

Juden durften kein Handwerk ausüben, kein Land besitzen, kein Amt bekleiden, schließlich drängte man sie aus dem Großhandel hinaus, in dem sie bis zu den Kreuzzügen durch ihre internationalen Verbindungen zum Nutzen aller tätig gewesen waren. Was ihnen blieb, war der Geldhandel. Hier durften sie das tun, was Christen verboten war: Geld verleihen, Kredite vermitteln - und dafür Zinsen nehmen. Der Zinsfuß schwankte in der Mitte des 14. Jahrhunderts zwischen 21 und 86 Prozent, stieg in einzelnen Fällen auf 127 Prozent, ja auf 166 Prozent. Offiziell erlaubt dagegen war nur eine Höchstgrenze von 41 1/3 Prozent, und üblich waren etwa 20

Prozent - immer noch eine horrende Summe.

Den jeweiligen Finanzministern konnten die Wucherzinsen nicht hoch genug sein. Sie kassierten davon einen Löwenanteil, stellten den Juden von sich aus hohe Summen für Zinsgeschäfte zur Verfügung und überließen es ihnen, die Zinsen einzutreiben. Wer nicht zahlen konnte, wurde erbarungslos gepfändet. Bald staken Adlige, Bürger, Bauern in tiefen Schulden. Und wer daran schuld war, lag klar zutage: nicht der, der sich das Geld geliehen hatte, sondern der, der es verliehen, der jüdische Bankier und Pfandleiher.

Die Kunde aus Savoyen, wonach die Juden durch die Vergiftung der Brunnen die Pest ins Land gebracht hätten, ließ es viele Menschen als ihre Pflicht, ihre Christenpflicht, erscheinen, die Missetäter an Leib und Leben zu strafen. Daß man mit dem Bestraften auch seine Schulden los wurde, sprach niemand laut aus. Ein erheblicher Teil der spätmittelalterlichen Judenverfolgung hat solch materielle Wurzeln. »O weh, du böser Wucherer, du bringst ein Lot auf ein Pfund, das senket dich in der Hölle Grund«, sangen auch die Geißler bald. Wenn schon gegen die Pest nichts auszurichten war, in den Ghettos ließ sich ein ramponierter Ruf vielleicht wiederherstellen. So blieb es nicht beim Gesang. Sie taten das Ihre, den Wucherer, sprich den Juden, zur Ehre Gottes und zum Wohl des Volkes zur Hölle zu schicken. Sie führten, kaum daß sie eine Stadt betreten hatten, den Pöbel in die Judenviertel, plünderten, brannten, mordeten.

Überall war der *Judenbrand* inzwischen aufgeflammt, hatte das *Judenschlachten* begonnen. Die ersten Scheiterhaufen lohten in Südfrankreich zum Himmel, in Carcasson und Narbonne. Wie überhaupt in Frankreich die Pogrome am schlimmsten waren. In Basel trieb man die Juden auf eine Rheininsel in ein eigens errichtetes Bretterhaus und setzte es in Brand. In Greifswald wurden sie lebendig begraben. In Straßburg riß man ihnen die Kleider vom Leib und verbrannte Männer, Frauen und Kinder auf dem Kirchhof. In Speyer steckte man sie in leere Weinfässer, die man den Rhein hinunterschwimmen ließ. In vielen Orten entzogen sie sich der Verfolgung durch Selbstverbrennung. Man sah Mütter, die ihre Neugeborenen in die Flammen warfen, damit sie nicht zwangsgetauft wurden. Ganze Gemeinden fanden in ihren Synagogen den selbstgewählten Feuertod.

Nur selten machte man sich die Mühe einer Gerichtsverhandlung und legte als Beweise angeblich in den Zisternen gefundene »Giftsäcklein« vor. Noch seltener waren jene, die die Juden zu retten versuchten. Wozu, wie eh und je, ein hohes Maß an Mut gehörte, denn jeder vom Pöbel als „Judenfreund“ Gebrandmarkte lebte gefährlich. ... (S. 23. f.)

Wir haben allen Grund, uns um die Lösung der ökonomisch erzeugten Spannungen in den Gesellschaften zu kümmern, nicht nur um Frieden und Freiheit zu schützen und zu entwickeln, sondern auch um Minderheiten wie die Juden vor Verfolgungen zu schützen. Aber die Juden von heute müssen dazu auch ihren eigenen Beitrag leisten, aber eine blinde Verteidi-

gung der israelitischen Politik, erscheint mir nicht das richtige Mittel zu sein.

Zur Finanzierung der gotischen Bauten fand ich bei Fischer-Fabian folgende Schilderung im 5. Kapitel von deutscher Baukunst:

Der gotische Dom - ein Weltwunder

Das Janusgesicht des Mittelalters wird augenfällig. Was wir schon auf dem Gebiet der Wirtschaft beobachten konnten mit den Unternehmungen königlicher Kaufleute, der Hebung des Wohlstands oder in den Städten mit der Blüte handwerklicher Fertigkeiten, zeigt sich auch hier. Das politische Chaos findet keine Entsprechung in den Künsten. Es geht schon deshalb nicht an, das späte Mittelalter lediglich als Verfallzeit oder bloßen Übergang zu sehen.

»Wohin wir blicken, zeigt sich vielmehr eine Überfülle der Kräfte«, um Hermann Heimpel zu zitieren, »die hinauswuchern über die geschwächten, aber noch für lange Zeit stehenden Spätformen Reich und Kirche ...

...

Am Anfang war das Geld. Das mag prosaisch klingen im Zusammenhang mit Bauten, die man »steinerne Hymnen« genannt hat, die Gott verherrlichen und die Menschheit preisen. Zum Bauen aber gehörten nun mal, damals wie heute, finanzielle Mittel und, wenn es sich wie beim Kirchenbau um ein großes Projekt handelte, ein Finanzierungsplan. Die Steuern, die die Kirche erhob, reichten nicht, auch der Kirchenschatz nicht, der sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte. Für den Baufonds war man auf Spenden angewiesen, und da der Zweck die Mittel heiligte, kannte man keine Skrupel.

Als die Straßburger beschlossen, ihr Münster zu bauen, klopfen die Spendensammler mit den Worten an die Tür: »Los, Ihr lieben Freunde, gebt Mutter Mariae etwas zu ihrem Haus. Wer ihre Gnade haben will, es sei ehrlich oder gestohlen Gut, der lege es hier herein, hat er also Vergebung der Sünden, denn es ist Unser Lieben Frauen alles ein willkommen Gut.«

Wer die nur alle paar Jahre gezeigten Reliquien vor der Zeit sehen wollte, mußte zahlen. Wer sich von seinen Sünden loszukaufen willens war, konnte gegen klingende Münze einen Zettel erwerben, auf dem ihm Ablass bescheinigt wurde. Wen es in der Fastenzeit partout nach Butter gelüstete, hatte tief in die Tasche zu greifen. (Der Südturm der Kathedrale von Laon heißt im Volksmund »Butterturm«, weil er von eben jenem Buttergeld gebaut wurde.) Hatte jemand überhaupt kein Geld, half er beim Aushub der Baugrube oder schob mit seiner Arme Kraft die gerade erfundene Schubkarre. Könige und Fürsten stifteten Jahrgelder, Adlige schenkten ihre Juwelen, Bürgermädchen schnitten sich die langen Haare ab, Bettler leerten ihren Bettelsack.

Sachspenden wurden durch Verkauf in bare Münze umgewandelt: ob es sich nun, wie es in einem Bericht über den Baubeginn des Ulmer Münsters heißt, um des Bürgermeisters Heinrich Kraft Mantel handelte, um das Bettlein von der Steinmetzin, um Barchenttuch von der Zollerin, um den

Umhang von der Magd des Heinrich Kraft, um des Millers Wams und Hosen, um Heinrich Schreibers Panzer und Goller [Schulterkragen], um den Kappenzipfel und den Filzhut von die gefangene Lüten. »Kein Fürfleck, Miederlein oder Haarband«, fährt der Chronist fort, »wurde verschmäht und viele Bürger fronten freiwillig mit Pferden und Leuten, zwei drei Monate, und das Werk wuchs... Das Sakramenthäuschen machte Johann Ehinger, wie er denn auch knieend auf einem Postamentstock in Lebensgröße mit aufgehobenen Händen zu sehen ist, und er hat auch einen Sack über die Achsel hängen, zum Zeichen, daß er all sein Hab und Gut daran gewandt, davon das Sakramenthäuschen erbaut...«

War genug Geld zusammen, um das erste Jahrzehnt des Baus durchzustehen, beauftragte das Domkapitel, das über die Finanzen verfügte, einen Baumeister mit der Ausführung. Das war leichter gesagt als getan. Architekten von Ruf waren, wie man heute sagen würde, auf Jahrzehnte ausgebucht. ... (S. 187 f.)

In dem Bildband „Die Kathedralenbauer“ von **Jean Gimpel** mit eindrucksvollen Bildern und Erläuterungstexten und einem Vorwort von **Ken Follett**, 1996, ist zu lesen ...

a) von Follett:

Jean Gimpels Meisterwerk *Die Kathedralenbauer* hat mich zu meinem Roman *Die Säulen der Erde inspiriert...*

Vor Gimpel behandelten die meisten Autoren die Kathedralen aus rein kunsthistorischer Sicht. Es wurde viel geschrieben über die Proportionen von Bischofsthron und Lichtgaden, über die Ästhetik der Fächergewölbe sowie die Harmonie zwischen Fenster und Arkade. Dagegen wurde kaum ein Wort verloren über die Männer und Frauen, die ihr Leben damit verbrachten, Steine zu hauen, Dreck zu schaufeln und Mörtel anzurühren.

Schon der erste Satz der *Kathedralenbauer* klang nach einer ganz neuen Herangehensweise: < *der folgt unter b) TA* >

In Gimpels Buch standen all die Dinge, die ich wissen wollte. Wie hoch war der Lohn der Arbeiter? Welche Werkzeuge verwendeten sie? Wie hieften sie die schweren Steine und das Bauholz auf das Dach? Wer sagte ihnen, was sie zu tun hatten? Woher kam das Geld? Wer verdiente am Bau der Kathedralen? Die meisten Autoren gingen davon aus, daß die Kirchen ausschließlich von Männern gebaut wurden, doch Gimpel stellte fest, daß dies nicht der Fall war. Er las die Namen auf den Lohnlisten durch und erkannte, daß Ysabel, Houdde und Marguerite dieselben Arbeiten verrichtet hatten wie Roger, Colin und Richard.

b) Jean Gimpel beginnt dann so:

In einem Zeitraum von drei Jahrhunderten - von 1050 bis 1350 - wurden in Frankreich mehrere Millionen Tonnen Steine für den Bau von 80 Kathedralen, 500 großen Kirchen und einigen zehntausend Pfarrkirchen gehauen. Das bedeutet, daß im Frankreich jener drei Jahrhunderte mehr Steine hin-

und hergekartt wurden als zu irgendeiner Zeit im alten Ägypten - und das, obwohl die Große Pyramide allein einen Raum von 2 500 000 m³ einnimmt. Die Grundmauern der großen Kathedralen liegen bis zu 10 Metern tief in der Erde, so tief wie eine normale Pariser Metrostation, und bestehen in manchen Fällen aus ebenso vielen Steinen wie der über der Erde liegende Teil der Kathedrale.

Im Mittelalter kam eine Kirche oder Kapelle auf ungefähr 200 Einwohner; die Gotteshäuser nahmen also im Verhältnis zur bescheidenen Größe damaliger Städte eine beträchtliche Fläche ein. So gab es in den Städten Norwich, Lincoln und York mit 5000 bis 10 000 Einwohnern jeweils 50, 49 bzw. 41 Kirchen oder Kapellen. Hegte eine Gemeinde den ehrgeizigen Wunsch, ihre Kirche auf einer größeren Fläche neu zu erbauen, ergaben sich stets schwerwiegende Probleme. Oft mußten ein oder zwei benachbarte Kirchen zerstört und neue Wohnstätten für die Bewohner der abgerissenen Häuser geschaffen werden.

Die Kathedrale von Amiens war mit einer Fläche von 7700 m² so groß, daß es der gesamten Stadtbevölkerung von ungefähr 10000 Menschen möglich war, an ein und derselben Zeremonie teilzunehmen. Um einen Vergleich nach heutigen Maßstäben anzustellen, muß man sich eine Stadt mit einer Million Einwohnern vorstellen, in deren Zentrum ein Stadion errichtet wird, das groß genug ist, um eine Million Menschen aufzunehmen. Das größte Stadion der Welt hat jedoch nur 240 000 Plätze.

Jean Gimpel dokumentiert an einer Stelle die geistige Haltung bzw. das Selbstverständnis eines der Kathedralenbauer und die ökonomischen Voraussetzungen:

Die revolutionäre Erfindung des 12. Jahrhunderts, der Strebebogen, fing nicht nur wirkungsvoll das Gewicht der Kreuzrippengewölbe auf und ließ den Bau immer höherer Kirchenschiffe zu, sondern ermöglichte auch den Erhalt zahlreicher alter Gewölbe, die einzustürzen drohten.

Durch den Einbau immer größerer Fenster zur besseren Belichtung des Kircheninnern beförderten die Architekten die Glasbläser in die Gruppe der ranghöchsten Kathedralenbauer. Dank des Mönchs Theophilus ist die Kirchenfensterherstellung von allen mittelalterlichen Techniken die wohl am besten erschlossene. Er stellt sich uns folgendermaßen vor:

Theophilus, ergebenen Priester, Diener der Diener des Herrn, des Namens und der Aufgabe eines Mönchs unwürdig; allen, die die Trägheit des Geistes und die Ausschweifung des Herzens vermeiden oder zähmen möchten, indem sie sich der Nützlichkeit manueller Tätigkeit und dem sanften Nachdenken über die neuen Dinge zuwenden, wünsche ich himmlischen Lohn.

Welcher heutige Verfasser einer technischen Abhandlung wüßte sein Werk mit solcher Demut und solchem Glauben einzuleiten? Theophilus fährt fort:

Wenn du diese Dinge schon oft gelesen und du sie in deinem Ge-

dächtnis aufbewahrt hast, so bitte ich dich nur bei jedem Male, wenn dir mein Werk von Nutzen war, meine Ratschläge dadurch zu vergelten, daß du für mich ein Gebet an die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes richtest. Er weiß, daß ich diese Beobachtungen nicht aus dem Verlangen nach menschlichem Lob oder der Begierde nach vergänglichem Lohn niedergeschrieben und keine kostbaren oder seltenen Kenntnisse aus boshafter Mißgunst unterschlagen habe, daß ich nichts verschwiegen habe, um es ganz allein für mich zu behalten, sondern daß ich zur Steigerung der Ehre und des Ruhmes Seines Namens Mängeln abhelfen und zum Fortschritt vieler Menschen beitragen wollte.

Diese bewegenden Zeilen des Mönchs Theophilus vermitteln einen Einblick in den Geist, der die Kathedralenbauer bei ihrer Arbeit erfüllte. Zwar waren ein bestimmter Fortschrittsbegriff, Erfindungsreichtum, günstige wirtschaftliche und soziale Bedingungen für den Kathedralenbau von entscheidender Bedeutung, doch um steinerne Wunder wie Notre-Dame de Paris oder Notre-Dame de Chartres zu ermöglichen, mußten vor allem auch bestimmte spirituelle Voraussetzungen gegeben sein.

Wer den nachfolgenden Auszug liest und Karl Walkers „Das Geld in der Geschichte“ und Hans Weitkamps „Das Hochmittelalter ein Geschenk des Geldwesens“ gelesen hat, kann sich auf vertrautem geistigen Terrain fühlen. Nur in der Bewertung der Ursachen und des Endes der wirtschaftlichen Blüte – die durch den Kathedralenbau ihren Ausdruck gefunden hat – gibt es Differenzen. Wenn der Autor Jean Gimpel (1917 – 1996) noch unter den Lebenden wäre, würde ich den Kontakt zu ihm suchen, um von ihm zu erfahren, ob er die monetäre Sichtweise auch für gerechtfertigt hält. Es ist bedauerlich, dass die Autoren Walker und Weitkamp – nach ihren Literaturverzeichnissen zu urteilen – Gimpel nicht gekannt haben. Wieder zurück zu Gimpel:

Genie und Schaffenskraft der Kathedralenbauer erschöpften sich am Ende des 13. Jahrhunderts; die Begeisterung der Bevölkerung für den »Kathedralenkreuzzug« ließ stark nach. Die Kathedralenbauer waren nicht mehr vom »Weltrekordfieber« erfaßt, das sie voller Leidenschaft immer höher und höher gen Himmel ragende Kirchenschiffe und Türme errichten ließ. Hier scheint zudem die Grenze der Möglichkeiten erreicht: Das Gewölbe der Kathedrale von Beauvais, damals das höchste der Welt, stürzte 1284 ein. Die leuchtenden Farben machten sanfteren Tönen Platz, Farbfenster gab es immer weniger.

Der Glaube, der den »Kathedralenkreuzzug« vorantrieb, wurde schwächer. Der religiöse Feuereifer, der die aufsteigende Phase des Mittelalters nachdrücklich prägte und diese Epoche zu einer der herausragendsten der Menschheitsgeschichte werden ließ, verlor an Intensität. Roger Bacon, Urheber einer erstaunlichen Bildungsreform, die die mittelalterliche Christenheit neu hätte beleben können, wurde ins Gefängnis geworfen und starb um

1292. Die Meinungsfreiheit, die an den Universitäten in Ehren gehalten worden war, wurde eingeschränkt. Das kanonische Recht kollidierte mit dem von Rechtsgelehrten wieder hervorgeholten römischen Recht, der Nationalismus kam auf. Der Papst genoß zusehends weniger Einfluß und Ansehen. Die großen Mönchsorden gründeten keine neuen Abteien mehr und hatten größte Schwierigkeiten, Laienbrüder zu gewinnen.

Ein plastisches und durch die Umstände seiner Entstehung besonders bedeutungsvolles Zeugnis dieser religiösen Krise legte der Bischof Guillaume le Maire aus Angers ab. Er war vom Papst Klemens V. beauftragt, für das Wiener Konzil im Jahre 1311 einen Bericht über die religiöse Lage in Frankreich abzufassen. Er zeichnete ein überaus dramatisches Bild:

An gar manchem Ort des französischen Königreichs hat sich eine gottlose Gewohnheit oder vielmehr eine abscheuliche Unsitte durchgesetzt. Tatsächlich geschieht es, daß Sonntage und andere wichtige, geheiligte Tage, die der Herrlichkeit des Allerhöchsten geweiht sind und an denen die Christen sich jeder Lohnarbeit enthalten sollten, um in die Kirche zu gehen und ihre Zeit im Gottesdienst zu verbringen und von Prälaten und anderen, die predigen können, das Wort Gottes zu empfangen, dessen sie so dringend bedürfen - jene Tage also werden zum Abhalten von Märkten, Prozessen und Lehnsgerichten ausgewählt. Es kommt sogar vor, daß die Gläubigen infolge eines größeren Hanges zu fleischlichen als zu geistigen Dingen Kirche und Gottesdienst verlassen, um an den Orten zusammenzukommen, wo sie ihrem Gewerbe oder ihren rechtlichen Angelegenheiten nachgehen. Folglich wird an diesen heiligen Tagen, an denen Gott über allem anderen verehrt werden sollte, der Teufel verehrt. Die Kirchen bleiben leer, aus den Gerichtshöfen, Kneipen und Werkstätten tönen Streit, Lärm und Gotteslästerungen, Meineide und Verbrechen fast aller Art werden begangen. Mithin sind das Gesetz Gottes und die Glaubenssätze und alle anderen Dinge, die mit der christlichen Religion und dem Seelenheil zusammenhängen, den Gemeindemitgliedern fast völlig unbekannt; Gott wird gelästert, der Teufel wird verehrt, die Seelen geraten ins Verderben, der katholische Glaube ist verwundet.

Interessanterweise wurde dieses Dokument von einem Mann abgefaßt, der auf der anderen Seite durch die Forderung nach dem Verbot des Templerordens auf sich aufmerksam gemacht hatte. Der Niedergang des vom heiligen Bernhard gelobten »heiligen Heeres« ist ein Symptom der Erschöpfung einer an den äußersten Grenzen ihrer Möglichkeiten angelangten Christenheit. Auch wenn sie durch unredliche Mittel und aus eigennützligen Motiven heraus erwirkt wurde, ist die Aufhebung des Templerordens die Folge einer gewissen Zerrüttung des Ordens selbst und gleichzeitig augenfälliges Anzeichen für das Ende einer Welt.

Mit dem Nachlassen des religiösen Eifers und des Schaffensgeistes kamen auch technischer Aufschwung und wirtschaftliches Wachstum zum Stillstand. Die meisten großen Erfindungen des Mittelalters wurden vor dem Ende des 13. Jahrhunderts gemacht. Über nahezu 150 Jahre wurden an-

schließlich vor allem die bereits existierenden Erfindungen vervollkommnet, abgesehen vom militärischen Bereich, wo im 14. Jahrhundert die Kanone entwickelt wurde.

Der sagenhafte Reichtum des 13. Jahrhunderts versiegte. Die Gesellschaft erstarrte. Das aus der ersten industriellen Revolution Europas hervorgegangene Bürgertum, dessen Glaube und Bürgersinn zur Finanzierung der Krankenhäuser und Kathedralen beigetragen hatten, bildete am Ende des 13. Jahrhunderts Dynastien und strebte nach der Absicherung seines sozialen Status quo. Seine Spenden gingen nur noch an die Kapitel. Die Gemeinden verschuldeten sich und verloren ihre Freiheit an die sich zentralisierende königliche Macht. Freie Betätigung und freier Wettbewerb, die Europa den wirtschaftlichen Aufschwung gebracht hatten, verschwanden zugunsten von Zünften oder Gilden, die als »Arbeitgeber, die ein Monopol ausnutzten« betrachtet werden konnten. Die Söhne traten die Nachfolge der Väter an, und die Besten und Geschicktesten kamen nicht mehr in leitende Positionen.

Neue Städte wurden nicht mehr gegründet, kein neues Land mehr urbar gemacht, die demographische Entwicklung stagnierte.

Die Beschleunigung der Inflation nahm gefährliche Ausmaße an, und nichts konnte ihr Einhalt gebieten. Im Verlauf des Mittelalters hat es immer wieder Geldentwertungen gegeben, aber die von Philipp dem Schönen zu Beginn des 14. Jahrhunderts vorgenommene Entwertung scheint besonders schmerzlich gewesen zu sein. Ein Lied aus dem Jahre 1313 erinnert auf charmante Weise daran:

Il se peut que le roy
nous enchante
Premier nous fit vingt de soixante
Puis de vingt quatre,
et dix de trente
Or et argent tout est perdu,
Ne jams n 'en sera rendu

(Der König, so scheint es, erfreut uns. Aus sechzig machte er erst einmal zwanzig, dann aus zwanzig vier und zehn aus dreißig ... Gold und Geld, alles ist verloren, und zurückgegeben wird es nimmermehr. (< Im Original als Fußnote. TA)

Der Beginn der Wirtschaftskrise in Europa kündigte sich 1337 mit dem folgenschweren Krach der bedeutenden italienischen Scali-Bank an.

Der Hundertjährige Krieg begann genau in diesem Jahr und brachte Niedergang und Elend. Die Mehrzahl der Bauarbeiten in Frankreich wurde nach und nach aufgegeben. Die Kirchen blieben unvollendet. Bauen stand nicht mehr im Zeichen des Glaubens, sondern im Zeichen des Krieges. Jetzt wurden Burgen und Befestigungswälle errichtet. Ein freier Verkehr zwischen den verschiedenen Regionen war nicht mehr möglich, Stein konnte nicht mehr aus diesem oder jenem Steinbruch beschafft werden. Folglich wurde der örtliche Stein verwendet, und die Vertrautheit mit den verschiedenen Steinbrüchen und ihrem jeweils charakteristischen Gestein ging verloren.

Architekten und Bauhandwerker starben an Epidemien und auf dem Schlachtfeld. Diejenigen, die überlebten, wurden fast alle zum Kriegsdienst verpflichtet. Sie verloren ihre Liebe und ihre Fähigkeit zur Feinstarbeit; denn beim Burgbau war bestenfalls grobes Handwerk vonnöten. Die Bildhauer aus Chartres und Reims stellten einfache Quader oder gar Kanonenkugeln her. In jener trostlosen Zeit war kein Platz mehr für Bildhauerei. Als dieser entsetzliche Krieg ein Jahrhundert später zu Ende ging, gab es in Frankreich nur noch eine Handvoll Architekten und Bauhandwerker. Es war ihnen gelungen, sich in Zünften zu organisieren, aber diese Berufsorganisationen pflegten keinerlei Kontakt untereinander.

Unbeeinflusst vom Hundertjährigen Krieg und seinen Zerstörungen wurde in Deutschland die Arbeit an den großen Kathedralen fortgesetzt. Im Schutz eines relativen Friedens gelang es den deutschen Kathedralbauern, Verbindungen zwischen weit voneinander entfernt arbeitenden Zünften und Hütten zu schaffen.

1459 versammelten sich die Meister der Steinmetzen in Regensburg, um sich eine einheitliche Ordnung zu geben. Damit gab es in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland eine gewaltige Bruderschaft der Steinmetzen, die zu diesem Zeitpunkt ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Vor Ende des 15. Jahrhunderts untergrub der Architekt Roritzer dieses System, indem er öffentlich eine Technik preisgab, die die Regensburger Versammlung dringend zur Geheimhaltung empfohlen hatte. Im 16. Jahrhundert begann der Zerfall der Organisation. ...

Sicher hat jede gesellschaftlich gestaltende Idee ihr Anfang und ihr Ende und selbst das zweitausendjährige Christentum wird irgendwann der Geschichte angehören. Im vorliegenden Fall dürften aber Zweifel an dem Nachlassen der Wirkung der religiösen Idee als vorantreibende Kraft für den Kathedralenbau angebracht sein. Wir wissen zwar, dass zwischen religiösen Vorstellungen und der Art des Wirtschaftens ein Zusammenhang bestehen kann (Siehe Max Webers *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.*), aber stärker wirken Veränderungen in den Basiselementen der Ökonomie – die Geldverfassung, das Bodenrecht, Wettbewerbs- oder Staatswirtschaft. Wenn der „sagenhafte Reichtum des 13. Jahrhunderts versiegt“ und die „Gesellschaft erstarrte“ ist hier zu forschen, wo die Ursachen liegen. Schlüssige Erklärungen für das Schrumpfen der kulturellen und ökonomischen Kraft im Mittelalter können uns heute helfen, gegenwärtige Probleme zu beheben.

Der Hinweis von Jean Gimpel auf Bischof Guillaume le Maire im Zusammenhang mit dem Verbot des Templerordens weist auf eine mögliche Ursache des Endes des hohen Mittelalters im Westen Europas hin. Eine Spur, die auch Hans Weitkamp in der schon benannten Schrift

nachgeht.

Die Abwendung oder Zuwendung zu religiösen und autoritären Ideen scheint mir aber auch von dem jeweiligen Stand der Ökonomie abzuhängen. Wenn die Menschen ihre wirtschaftliche Situation selber selbstbestimmt erfolgreich und sicher gestalten können, ist ihr Bedürfnis nach religiösen Beistand oder autoritärer Führung geringer als wenn sie sich dem ökonomischen Geschehen darben und hilflos ausgesetzt fühlen. Noch einmal zurück zu S. Fischer-Fabian und *Der jüngste Tag*. In dem 2. Kapitel, im Abschnitt *Die großen Familien*, die entstanden sind, als die Blütezeit des Mittelalters vorbei war und das Kapital sich wieder konzentrierte, hieß es:

In den Schoß gefallen war ihnen soviel Besitz nicht. Es waren Kerle, die Tod und Teufel nicht fürchteten, diese frühen Kaufleute, die um eines guten Geschäftes willen bereit waren, Kopf und Kragen zu riskieren. Dazu kam es öfters, als ihnen trotz allen Mutes lieb gewesen wäre. Sie konnten nicht, wie später dann, in ihren Kontoren sitzen und delegieren, sie mußten selber reisen über grundlose und unsichere Wege, selber verhandeln, in zwei, drei fremden Sprachen, selber die Ware sicher nach Hause bringen und selber das Schwert ziehen gegen das Raubgesindel. Auf ihren Reisen zu den Märkten und Messen in Frankfurt, Brügge, Antwerpen, Lyon, Genf, Krakau, Mailand, Florenz, Venedig lauerten ihnen nicht nur Straßenräuber auf, sondern noch weit schlimmere Gesellen: die staatlich geprüften Wegelagerer vom Zoll und den Finanzämtern. (S. 105 f.)

Es ist durchaus sinnvoll, wenn der Wagemut, der mit dem Risiko des Schadens an Leib und Gut verbunden ist, auch belohnt wird. Zum Problem wird der Vorgang, wenn der Ertrag des Wagemutes sich aufgrund von Fehlern im System wie von selber vermehrt. Und der Wagemut dann nur noch darin besteht, die Systemfehler klug auszunutzen. Ich denke dabei an das Zins erpressende Geld und an das Bodenrecht.

Da die Gesellschaften wagemutige Bürger benötigt, die ihre Entwicklung in Gang halten, sollten sich sie Wegelagerer auch von den Verkehrswegen aller Art fernhalten und sich in der Organisation als Staat nicht selber in diese Rolle hinein begeben. Wer aufgrund der vom Staat nicht ausgeräumten Systemfehler reich geworden ist, hat in der Regel das Gefühl, zu recht reich zu sein. Der Ruf, der durch das System zu kurz gekommenen Bürger, der Staat solle durch höhere Steuern einen Ausgleich schaffen, ist verständlich, löst aber das Problem nicht, denn so wie die Regeln heute sind und bis auf das vermutete hohe Mittelalter waren, stellt sich das Geld nicht zur Verfügung, wenn dem Verfügungsberechtigten der Zins nicht

hoch genug ist. Die Folge ist dann eine Unterbeschäftigung, die die zu kurz Gekommenen zur Bescheidenheit zwingt.

Ein Staat, der die ökonomischen Systemfehler ignoriert und bestehen lässt und dann Steuersätze beschließt, die einen enteignenden Charakter haben, ist ein Hehler.

Die von Jean Gimpel beschriebene Inflation in Frankreich dieser Zeit kann ein Beleg dafür sein, dass die von Weitkamp vermutete Silberzufuhr durch den Templerorden aus Südamerika richtig ist. Die Zeit vor dem hohen Mittelalter – so war zu lesen – war eine Zeit der Geldknappheit, die Wirtschaft in einem deflationären Schlaf gefangen hielt. Wenn aber tatsächlich die Templer für eine Silberzufuhr sorgten, muss das neben der Geldverrufung eine enorme belebende Wirkung gehabt haben. Da aber damals schon galt, dass ein stabiles Preisniveau nur zu haben ist, wenn die umlaufende Geldmenge und die Güter im Markt im Gleichgewicht bleiben, musste mit der übermäßigen Münzung von Silber das Geld eine Entwertung erfahren. Die Menschen glaubten - wie viele noch heute – das Geld müsse einen inneren Wert haben und konnten sich vermutlich gar nicht vorstellen, dass sich das Geld, die Münzen, durch zusätzliches Geld entwerten kann. Die Chinesen waren den Europäern da voraus, sie haben damals schon Geld aus Papier im Umlauf gehabt.

Ich komme zu dem Buch „*Das Geld in der Geschichte*“ von Karl Walker. Das Buch erschien 1959 im Rudolf Zitzmann ⁷ Verlag in Lauf bei Nürnberg. Ich will mich auf ein paar Zitate beschränken, denn auf seinen Inhalt besteht über das Netz ein allgemeiner Zugriff. Siehe nachfolgende Links:

<http://userpage.fu-berlin.de/~roehrigw/walker/gdg.htm>

Wolfgang Röhrig hat hier die einzelnen Kapitel ohne Bebilderung und ohne Seitenzahlen eingescannt und in seiner Sammlung der Texte zum Thema Geldreform veröffentlicht. Mehr unter www.geldreform.de

Nachfolgend ein weiterer Link zum Text ohne Bebilderung und dadurch mit veränderter Seitenzahlen, der durch einen Tauschring ins Netz gestellt wurde:

http://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0CCMQFjAA&url=http%3A%2F%2Fwww.tauschring-ww.de%2F%2FWalker_Geschichte.pdf&ei=phBOVO6JO4nXygOd0YDYAw&usg=AFQjCNGlkOz16TugmplvQuySpFA1NNEXCw&sig2=YwGs_d1FFRwWlyzC-x4NbA&bvm=bv.77880786,d.bGQ

Hier folgt ein Link, der zu einem Nachdruck führt, der 1999 im Oesch Verlag erschienen ist, ob mit oder ohne Bebilderung ist mir nicht bekannt. Es werden 11 Kundenrezensionen

⁷ http://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Zitzmann

angezeigt: <http://www.amazon.de/Das-Geld-Geschichte-Karl-Walker/dp/3905267128>

Und hier ein Wikipedia-Eintrag zum Verfasser: http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Walker

Zur Erinnerung! Ich hatte das Heft *Das Leben im Mittelalter / Der Alltag von Rittern, Mönchen, Bauern und Kaufleuten* (Der SPIEGEL: Geschichte, Nr. 4/2013) mit in den Urlaub in der Hoffnung genommen, um Bestätigungen für die Aussage zu finden, dass es im Mittelalter eine dreihundert Jahre dauernde wirtschaftliche Konjunktur gegeben hat, die die Epoche der Gotik bewirkt hat. Die Wirkung soll von der Steigerung der Geldverrufungen, der *Renovatio monetarum*, ausgegangen sein. Im Nordwesten Europas weil das Geld nicht nur beim Wechsel des Herrschers erfolgte, sondern auch zwischendurch und im Nordosten durch die häufigen Verurufungen der Brakteaten, eine einseitig geprägte Dünoblechmünze. Verurufung des Geldes – hier in Form von Münzen – bedeutet, das vorhandene Geld verlor seine Gültigkeit und musste in neues Geld umgetauscht werden. Dieser Umtausch war nicht gebührenfrei, sondern es musste der Schlagschatz - auch Münzgewinn oder Seigniorage genannt - bezahlt werden. Aus dem Schlagschatz wurde die Münze – die Prägeanstalt – finanziert und erdiente zur Finanzierung der Fürsten, den Oberherren des Münzrechtes – heute würde man sagen zur Finanzierung des Staates. Auch wenn die Sprichwörter „*Der Rubel muss rollen!*“ und „*Taler, Taler, du must wandern ...*“ und die dahinter stehende Erfahrung schon auf das Mittelalter zurück gehen mögen, es ist aber unwahrscheinlich, dass die Obrigkeit von damals mit der Maßnahme bewusst ein Konjunkturprogramm auflegen wollte. In der Tat haben sie es aber getan. Da eine Vollbeschäftigung nur dann eintritt, wenn alle Einkommen wieder zur Nachfrage werden, bewirkte gerade die Abgabenbelastung des (Bar-)Geldes diese Erfordernisse. Das Geld wurde nicht gehortet, nicht zur Schatzbildung verwendet, sondern möglichst wieder (sinnvoll) ausgegeben, um den Verlust zu vermeiden. Die Folgewirkung war, dass aufgrund der Vollbeschäftigung das Zinsniveau gesenkt wurde, so dass alle – bis auf eine kleine Minderheit, die durch das Sinken des Zinsfußes mindere Zinseinnahmen hatten – ein erhöhtes und sicheres Einkommen hatten. Dieses Ergebnis ermöglichte den Menschen die Zeit für die Erwerbsarbeit zu senken und die „Investitionen“ in die Kultur zeitlich und finanziell auszudehnen. Da die Menschen – die Regierenden und die Regierten – damals den Zusammenhang zwischen ihrer Geldverfassung und ihrem Wohlstand nicht kannten, wurde ihnen irgendwann diese Geldverurufungen lästig und der Ruf, wieder den ewigen Pfennig zu bekommen, wurde erhört. Die Folge war dann der geschichtlich belegte Abbruch des Wohlstandes. Es wurde wieder Raum geschaffen für eine kapitalistische Vermögenskonzentration

und für Kriege. Was diese geschichtliche Umlaufsicherung des Geldes noch nicht schaffte, war die Sicherung des Preisniveaus. Es herrschte ja noch die Vorstellung das Geld haben seinen Wert durch seinen inneren Metallwert und / oder durch die Prägung im Auftrag des jeweiligen Herrschers. Der französische Staatstheoretiker Jean Bodin (1521 – 1596) soll als erster erkannt haben, dass der Wert des Geldes von seinem Mengenverhältnis zur Menge der angebotenen Waren abhängt. In Wikipedia ist unter dem Stichwort **Quantitätstheorie** zu u.a. lesen:

Geschichte

Bereits Jean Bodin entwickelte Grundideen der späteren Quantitätstheorie. Die erste vollständige Formulierung der wesentlichen Elemente der Quantitätstheorie stammt von dem englischen Philosophen John Locke, wobei er aufbauend auf Bodin den Begriff der Umlaufgeschwindigkeit einführte und die Natur des Geldes als Tauschmittel durch Konvention (gemäß Aristoteles) betonte. Später wurde das Konzept von David Hume vereinfacht dargestellt. Der Ökonom Irving Fisher griff das Konzept später auf und verbesserte es. Bedeutendster Vertreter der Neo-Quantitätstheorie des Geldes ist der US-Amerikaner Milton Friedman.

Von Silvio Gesell, der Ende des 19. Jahrhunderts aus eigenem Forschen die Quantitätstheorie neu entdeckt hat, ist hier nicht die Rede, obwohl er sie in den Zeiten der währungspolitischen Wirren in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gegen die herrschenden Lehrmeinungen vertreten hat und der genannte Irving Fisher sich als bescheidener Schüler Gesells benannt haben soll. Heute leben wir wieder in einer Zeit der währungstheoretischen Verwirrung und Verirrung. Heute wird darum gestritten, was Geld ist und wer es schöpft.

Die Spurensuche von Karl Walker in seinem Buch „*Das Geld in der Geschichte*“, 1959, nach den Wirkungen des Geldes in der Geschichte beginnt mit dem „Münzwesen der Griechen“ und sein Einstieg in das Thema hört sich wie folgt an:

Es gibt in der Geschichte der Menschheit keine hochentwickelte Kultur, die nicht auf einer ebenso hochentwickelten Arbeitsteilung beruht hätte. Erst die Arbeitsteilung ermöglicht es nämlich, über die Bedürfnisse des nächsten Tages hinaus den Geist frei zu machen, um Größeres und Bleibendes zu bilden. Arbeitsteilung erfordert indessen den Austausch von Leistungen, im fortgeschrittenen Stadium einen entwickelten Handel.

In ältesten Zeiten mag der Handel aus dem Darbringen von Geschenken und der Entgegennahme von Gegengeschenken entstanden sein, wie es unter Naturvölkern und Kindern heute noch ist. Der wahre Charakter dieses "Schenkens" zeigt sich aber schon in dem ungeschriebenen Gesetz, gleichwertige Gaben zu tauschen. Daß Glaukus seinem Gast Diomedes eine gol-

dene Rüstung schenkte und eine eherne dafür empfing, wird vom Dichter der Ilias mit dem Tadel vermerkt, daß Zeus ihn „ganz und gar seiner Sinne beraubt“ habe. (S.7)

Ich habe wenigstens mit einem Dutzend Fähnchen Stellen in „Das Geld in der Geschichte“ markiert, die ich zitieren möchte. Ich beschränke mich aber auf wenige, weil ich ja die Quellen angegeben habe, wo der ganze Buchtext gelesen werden kann. Hier geht es ja um die Spurensuche nach Wirtschaftsblüte im Hochmittelalter und ihre Ursache. Zu Beginn des Kapitels „Die Brakteaten“ schreibt Walker auf der Seite 29:

Wenn eine Linie der Entwicklung des Münzwesens vornehmlich in dem durch Donau und Rhein begrenzten südwestlichen Raum Europas durch Nachbildung römischer Münzen und allmähliche Verselbständigung in der Kunst des Stempelschneidens und Prägens erblickt werden kann, haben wir es im nordostgermanischen Raum noch mit einer zweiten Entwicklungslinie, einer anderen Technik der Nachbildung und Neuprägung von Münzen zu tun. Auch diese nahm ihren Ausgang von der Goldschmiedekunst her und hatte ihre Wiege in der Schmuckgestaltung.

Es handelte sich hierbei um die Technik, ornamentale Linienmuster, Runenzeichen und dergleichen auf der Vorderseite erhaben und auf der Rückseite vertieft in Gold-, Silber- oder Kupferblech zu treiben. Derartige Arbeiten wurden erst als Gewandspangen, als Schmuck und Anhänger getragen; es gibt Funde davon, die aus einer Zeit von 400 bis 1000 Jahren vor der christlichen Zeitrechnung stammen.

Auf der Seite 34 ist zu lesen, dass die Geschichtsschreibung die Manigfaltigkeit der Münzen und den Wechsel der Prägungen sehr abschätzig darstellt. Die Uniformität war aber kein Bedürfnis der Zeit mit kleinräumigen Wirtschaftsgebieten. Wichtig war – auch grenzüberschreitend – dass nach gleichen Prinzipien verfahren wurde.

Im übrigen könnte man fast sagen, daß das Mittelalter rein intuitiv volkswirtschaftlich klüger gehandelt hat als unsere Geschichtsforscher mitunter einzusehen vermögen. Es dürfte nämlich durchaus sinnvoll gewesen sein, die Einwohner in den neuen Kolonisationsgebieten des Ostens von der primitiven Schatzbildung abzubringen und sie zum richtigen Gebrauch des Geldes als Zirkulationsmittel zu erziehen. Dazu bedurfte es wohl nachhaltiger, ständig wiederkehrender Impulse, die durch die regelmäßig erfolgende Geldverrufung auch tatsächlich wirksam wurden.

In den Gebieten der entwickelteren Kultur des Westens, wo Handel und Handwerk, Kunst und Gelehrsamkeit schon weiter fortgeschritten waren, genügte ganz offensichtlich die einfache Regelung der „Renovatio monetarum“, die eine Münzerneuerung nur beim Wechsel der Herren vorsah. Zu bemerken bleibt allerdings, daß sich auch hier die gekrönten Häupter nicht

allezeit an diese Regel hielten. In Frankreich war es Philipp der Schöne (1285 - 1314), der sich mit wiederholter Münzverrufung ziemlich einträgliche Finanzquellen erschloß.

Da es sich im Westen um ein entwickelteres Geldwesen, um eine größere Mannigfaltigkeit von Silber- und Goldmünzen handelte, wurde die Willkür von Münzverrufung allgemein als schädlich empfunden. Es war auch allzu offensichtlich, daß es den Münz-Herren nur noch auf den Gewinn aus der Verschlechterung des Metallgehaltes ankam, ein Motiv, das ursprünglich bei den Brakteaten nicht vorlag.

Im allgemeinen aber wurde die Regel der „Renovatio monetarum“ ziemlich streng eingehalten. Nur beim Wechsel der Herren war eine Münzerneuerung erlaubt, zwischenzeitlich war sie allenfalls vor dem Antritt eines Kreuzzuges statthaft.

Daraus ist zu ersehen, daß zwischen den Gebräuchen des fortgeschrittenen Westens und dem eigentlichen Brakteaten-Geldwesen nur gewisse Gradunterschiede bestanden. Tatsächlich hat die "Renovatio monetarum" bis weit über die Grenzen des eigentlichen Brakteatengebietes hinaus ihre Gültigkeit und Wirkung gehabt. So weiß z. B. auch *Fritz Schwarz* in seiner Schrift „Vorwärts zur festen Kaufkraft des Geldes“ zu berichten, daß selbst in England eine derartige Geldsteuer erhoben wurde (s. a. a. O. S. 54).

Bei Beurteilung dieser Dinge darf man sich also nicht davon beeindrucken lassen, daß es fast aussichtslos ist, die Fülle der Prägungen und die innerhalb eines großen Wirtschaftsraumes während einer Zeit von 300 Jahren zustande gekommenen Unterschiedlichkeiten fein säuberlich zu rubrizieren. Wesentlich ist allein die ungeheuerliche volkswirtschaftliche Auswirkung, die durch die überall gleichartig gehandhabte »permanente Geld-Erneuerung« zustandekam. Die unter solchen Verhältnissen unmöglich gewordene Hortung und Schatzbildung wurde ständig umgewandelt in pulsierende Nachfrage nach den Erzeugnissen des Gewerbefleißes.

Niemand im weiten Raum der mittelalterlichen Welt wäre so einfältig gewesen, dieses Brakteaten-Geld oder auch die sonstigen, der zeitweiligen Erneuerung unterworfenen Handelsmünzen, die morgen oder in einigen Wochen vom Bischof oder Landesherrn aufgerufen und gegen Abzug eines Schlagschatzes gegen neues Geld eingezogen werden konnten, länger als verkehrsnotwendig zu behalten oder gar mit Bedacht zu horten.

In diesem Umstand liegt, soweit von ökonomischen Zusammenhängen die Rede sein kann, die logische Wurzel für jene gewaltige Dynamik, aus der die gesamten Leistungen der gotischen Epoche entstanden sind. Es liegt in dieser Entwicklung eine zwingende Folgerichtigkeit. Die schon mit der Münzordnung Karls d. Gr. begonnene Auflösung der frühmittelalterlichen Schatzbildung, die Einschmelzung der Prunkstücke, die Edelmetall-Zufuhr aus dem wiederaufgenommenen Silbererz-Bergbau haben den Anfang eines

kulturfördernden Geldverkehrs ermöglicht; und die nun um die Mitte des 12. Jahrhunderts um sich greifende fortlaufende Münz-Erneuerung *verhinderte* jetzt auf volle drei Jahrhunderte hinaus ein erneutes Horten, Konzentrieren und Erstarren des Geldes! -

Alle kaufmännische Tüchtigkeit, aller Fleiß, alle handwerkliche Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe, durch gegenseitige Befruchtung gefördert, konnte nur in den Erzeugnissen und realen Gestaltungen des Gewerbefleißes selbst Wohlhabenheit und Reichtum schaffen. So ist es für diese Zeit richtig, daß die Kapitalbildung, insofern das Kapital aus Münzgeld bestand, dadurch unmöglich wurde, daß das Geld einzig als Tauschmittel und nicht gleichzeitig als Schatzmittel verwendbar war (s. L. v. Ebengreuth; „Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters“ 1926). Demgegenüber hat sich aber die Kapitalbildung in anderer Form um so großartiger entwickelt. -

Da indessen ein jedes Ding zwei Seiten hat - weil nun einmal dem „einen sin Uhl“ dem „andern sin Nachtigall“ ist -, gibt es begreiflicherweise auch Klagen über diese periodisch wiederkehrende Münzverfälschung. So findet der böhmische Chronist Cosmas die Wirkung dieser Einrichtung „ärger denn Pest, verheerender als Feindeseinfall, Hungersnot und andere Landplagen, denn in seiner Vorstellung war die monetäre Schatzbildung wichtiger als die wertschaffende Zirkulation. - (S.34 f.)

Aus dem Kapitel „MITTELALTERLICHE WIRTSCHAFTSBLÜTE“

Obwohl die Wirtschaft des hohen Mittelalters neben Viehzucht und Ackerbau nur die handwerkliche Erzeugung von Gütern kannte, kann man mit Fug und Recht von einer über Jahrhunderte anhaltenden Wirtschaftsblüte sprechen, neben der sich die Konjunkturen der Neuzeit - was ihre Dauer und Verlässlichkeit anbelangt - doch ziemlich kläglich ausnehmen.

In diese Zeit fiel die Entstehung der deutschen Stadt, des deutschen Bürgertums, der Handwerkszünfte und Kaufmannsgenossenschaften. Hatten die Klöster handwerkliche Künste und Fertigkeiten gelehrt, so kam es nun darauf an, sie nutzbar zu machen; hatte der Kaiser, der Bischof, der Landesherr Geld ausgegeben, dem Handel und Wandel zu dienen, so mußte man sich regen, zum Markte ziehen, um zu sehen, was man erwerben konnte.

Städte entstanden um die Sitze von geistlichen und weltlichen Grundherren, wie Burgen im ebenen Land, mit schützenden Mauern umzogen. Und der Landesherr gab dem Flecken das Marktrecht. Der Mann, der im Schutze der Stadtmauer lebte, fühlte sich wie ein Bewohner der Burg als „Bürger“. Der Markt zog Fremde heran und Bewohner des Landes, die ihre Produkte zum Verkauf brachten und städtische Gewerbeerzeugnisse einhandelten. So hatte der Bürger, der ein Handwerk ausübte, bald seinen laufenden Absatz und konnte sich sagen: „Handwerk hat einen goldenen Boden.« - Kein Wunder, daß der Zustrom vom Lande zur Stadt ständig

zunahm und dort Haus an Haus sich drängte, bis die Mauer gesprengt und die Stadt erweitert werden mußte.

Die Stadt bot neben wirtschaftlichen Vorteilen auch noch die persönliche Freiheit, während der Bewohner des Landes als Unfreier seinem *Grundherrn außer* zu Zehnt-Abgaben auch noch zu Dienstleistungen verpflichtet war. Ein Jahr in der Stadt zu leben, machte ihn nach dem Recht der Stadt zu einem freien Bürger, gleichgültig, woher er kam und was er vorher gewesen war. Aber persönliche Freiheit der schaffenden Menschen gehört ja mit zur Entfaltung wirtschaftlicher Blüte. Lebendige Tatkraft, Schaffen und Wagen, Erfinden und Verbessern ist immer nur möglich, wenn sich alle Kräfte regen können, durch sinnvolle Auswirkungen gefördert und bestätigt. Darin liegt alles, was zur Wirtschaftsblüte gehört, denn Arbeitswille, Erfindungsgabe, Tüchtigkeit, Hunger und Liebe sind allezeit da.

Dieser sinnvolle Ablauf für die gesamte produktive Tätigkeit aller Stände lag also in dieser Epoche des Mittelalters in einer zunehmenden Nachfrage nach allen Erzeugnissen des Gewerbefleißes; und diese zunehmende Nachfrage wurde verkörpert von klingenden Münzen, die nirgends zum Rasten kamen, in keinem heimlichen Hort verschwanden, sondern heute beim Schuhmacher, morgen beim Gewandschneider und übermorgen beim Pfannenschmied Absatz schafften.

Hier, in der werdenden und wachsenden Stadt offenbarte sich am klarsten und eindrucksvollsten, daß Arbeitsteilung und Leistungsaustausch einem jeden die Gewähr der Geborgenheit zu geben vermögen. Lebenssicherheit vermittelt Freude am Schaffen und emsiger Fleiß durchpulst das Leben der Gemeinschaft. Aus handwerklichen Fertigkeiten entwickeln sich Künste; aus schlichten und einfachen Erzeugnissen und Geräten des täglichen Gebrauchs wurden allmählich gediegene Produkte und Handelswaren, die ihren Weg ins Land hinaus und nach anderen Städten fanden. - (S. 36)

Aus dem Kapitel „UNVERGÄNGLICHE KULTURSCHÖPFUNGEN“

Welche Kraft und Leistungsfähigkeit müssen sich die Menschen der Gotik zugetraut haben, um sich an solche Projekte zu wagen! - Wie müssen wir uns die Kathedrale von Reims vorstellen, wenn sie vollendet wäre? - Aber die Zeit war abgelaufen, die Kraft versiegte, als die Wirtschaftsblüte aus damals unbegreiflichen Gründen ihr Ende fand. Die Menschen wurden von Not und Sorgen gepackt, die einen wurden kleinlich und geizig, die anderen arm und hilflos. Da flossen keine Stiftungen mehr für die Gotteshäuser, das Wachstum hörte auf, wie vom Frost getötet.

An vielen gotischen Kathedralen blieben die Türme unvollendet. Manche erhielten nur ein Notdach, wurden später in anderer Weise weitergebaut oder jedenfalls abgeschlossen. So erhielten auch die beiden Türme der spätgotischen Frauenkirche in München die „welschen Hauben“ der kup-

fergedeckten Kuppeln, die nun zu einem fernhin erkennbaren Wahrzeichen Münchens geworden sind, erst im Anfang des 16. Jahrhunderts. Da war die Wirtschaftsblüte der Gotik vorbei. Öde und leer waren die Werkplätze der Steinmetze, der Bildhauer und Maurer, der Glaser und Holzschnitzer und vieler anderer Handwerker und Künstler; nicht nur die Baukunst, auch die Plastik, Malerei, die Goldschmiedekunst und viele andere Gewerbebranchen waren mit dem Versiegen der Geldzirkulation - mit dessen neuerlicher Ursache wir uns noch befassen müssen - in den Dornröschenschlaf der Krise versunken. (S.47)

An dieser Stellen musste ich meinen Bericht über die Leseerträge in Cornwall wieder unterbrechen. Ich hatte die Absicht, die Arbeit fortzuführen. Jetzt im **August 2015** denke ich aber, dass ich das nur in verkürzter Form mache, weil der zeitliche Abstand zu groß ist und mir die Themen, die ich anschneiden wollte, erhalten bleiben oder schon an anderer Stelle abgehandelt habe.

Die Brakteaten haben ihren Niederschlag gefunden in:

„**800 Jahre Neustadt am Rügenberge / War die Gründung eine Wirkung der Brakteaten?**“

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/133.0.Brakteaten.800.Jahre.Neustadt.pdf>

Es sind insgesamt 6 Dateien.

Die Broschüre „**Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens**“ von Hans Weitkamp findet man dort in voller Länge.

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/133.2.1.Quellen.2.zum.Thema.Brakteaten.Weitkamp.pdf>

Mit den Beiträgen zur Umlaufsicherung des Geldes wird ein aktueller Bezug des Themas Brakteaten zu Gegenwart hergestellt.

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/133.3.Geldumlauf.Fuders.Loer.Behrens.pdf>

Hier noch einmal Die Liste meines Leseertrags aus Teil I, Seite 20:

Manieren von Asfa-Wossen Asserate habe ich schon vorgestellt.

Tristan und Isolde im europäischen Mittelalter / Ausgewählte Texte in Übersetzung und Nacherzählung / Herausgeben von Danielle Buschinger und Wolfgang Spiewok, 1991

Das Leben im Mittelalter / Der Alltag von Rittern, Mönchen, Bauern und Kaufleuten

DER SPIELGEL / Geschichte Nr. 4 / 2013

Die Germanen / Wie sie lebten, woran sie glaubten, weshalb sie kämpften: Der Aufstieg einer rätselhaften Völkerschar / GEO-Epoche Nr. 34

Der Erste Weltkrieg / 1914 – 1918: Als Europa im Inferno versank / Der SPIEGEL / Geschichte, Nr. 5 / 2013

fiph JOURNAL / Nr. 23 April 2014 / Schwerpunktthema. Japanische Philosophie

Das Gespräch aus der Ferne / Heft 406 / Ausg. 1/2014 / Hauptthema Glück im Überfluss??

Die Entstehung der Weimarer Reichsverfassung, von Annete Schiebl, 2005. Es handelt sich um eine Seminararbeit am Institut für Geschichte der Universität Regensburg

65 Jahre Grundgesetz: Anleitung zum Besseren / NN / Ausdruck

<https://kaufhaus.handelsblatt.com/artikel/65-jahre-grundgesetz-anleit...>

Zeitschrift für Sozialökonomie / 51. Jg. 180/181. Folge, April 2014

Fragen der Freiheit / Bildungspolitik Religion Recht-Macht / Heft 284 / Dezember 2013

Die Themen haben sich ja schon im ersten Teil des Berichtes über die Lesefrüchte ausgeweitet. Dort standen u. a. Die Titel , *Manieren, Tristan und Isolde* und *Das Leben im Mittelalter* im Blickpunkt.

An dem „ *Die Germanen* / Wie sie lebten, woran sie glaubten, weshalb sie kämpften“ hat mich besonders interessiert, wie das Thema abgehandelt wird. Nach meinem Eindruck durfte man als Folge des Missbrauchs des Germanen-Themas für die Nazi-Idologie bei uns in der Bundesrepublik das Wort Germanen nicht aussprechen, ohne in den Verdacht zu geraten, man sei ein Rechtsextremist. Das scheint sich wenigstens auf der Veröffentlichungsebenen gewandelt zu haben.

„*DER ERSTE WELTKRIEG 1914 – 1918: Als Europa im Inferno versank*“: Hier interessierten mich zwei Fragen: a) Wird Deutschland immer noch als der alleinige Schuldige an dem Geschehen beschrieben? b) Haben die Historiker inzwischen das jeweilige Währungssystem als kriegstreibendes Moment zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht? Die Antwort zu der Frage a) wird mit der Überschrift zu dem Interview von Annette Großbondgardt und Uwe Klußmann mit Prof. Sönke Neitzel gegeben: „Es gab keinen Alleinschuldigen“. Im Band II des *Werkes Segen und Fluch des Geldes* von Fritz Schwarz, Bern 1945 ist zu lesen:

Der Krieg von 1914 bis 1918 begann 1874.

Es ist kein Zufall, daß man für die Darstellung der Vorgeschichte des Weltkrieges immer in die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgeht. Damals wurde tatsächlich der Grund zum Dreibund wie zur Tripelallianz gelegt. Alle Länder wurden mit Zollgürteln umschlossen. Selbst Bis-

mark wurde seines Widerstandes gegen die deutsche Kolonialpolitik müde und bequemte sich dazu, für das deutsche Reich Kolonien zu erwerben. Jeder halbwegs anständige Staat strebte auch nach «Interessensphären». Damals wurde die Erde verteilt. Warum das alles? Weshalb diese Belastung der Bürger mit fremden Kolonien, die mehr Geld kosteten als sie einbringen konnten und mit «Interessensphären» wo man doch kaum mehr für seine eigenen Belange sorgen konnte?

Wir haben im ersten Bande gesehen, wie sich in diesen Jahren infolge des Fehlens von Gold die Wirtschaft mehr und mehr verengerte. Die Völker fühlten das. Schließlich sollten sich alle Regierungen nach einem bessern «Platz an der Sonne» umsehen. Sie merkten nicht, daß nur der Mangel an Gold die Völker zur Verzweiflung brachte. Die Herrschenden suchten überall nach Verbündeten; jedes Bündnis aber erweckte Mißtrauen bei andern und führte wieder zu Gegenbündnissen.

Mit dem Jahre 1893 kam die Erlösung. Die Goldfunde stiegen wieder. Sie ermöglichten die Ausdehnung der Gütererzeugung, des Handels und des Verkehrs und die Entwicklung der Technik. Doch blieben die staatlichen Versuche zur Besserung der Lage bestehen. Die Bündnisse wurden nicht gelöst, die Kolonien nicht aufgehoben, die Zölle nicht abgebaut. Und was das Allerschlimmste war: die eintretende Besserung wurde sogar diesen sinnlosen Versuchen zugeschrieben. Man geriet auf diese Weise in eine ganz unheilvolle Täuschung hinein. Was der vermehrte Geldumlauf gebracht hatte, glaubte man selber geschafft zu haben. So kam man zu einer ganz schiefen Bewertung von Zöllen, Kolonien, Bündnissen und Rüstungen. Bei der ersten Schwierigkeit, die von der Wirtschaft her später auftauchen würde, war sicher anzunehmen, daß man ihr wieder mit den gleichen Mitteln entgegenzutreten würde, die ja - vermeintlich - schon früher geholfen hätten! So konnte eine anhaltende, scharfe Krise schließlich den Krieg zur Auslösung bringen, den man 1893 vertagt hatte. (S. 37 f.)

Unter „Das Jahr 1912: Höhepunkt und langsamer Umschwung.“ ist zu lesen:

Auch hier sehen wir in aller Deutlichkeit den Kampf um das Gold entbrennen, der von da ab nie mehr aufhören sollte und der wohl das meiste zum Ausbruch des Krieges beigetragen hat. Die Reichsbank führte ihn mit Zähigkeit und nicht erfolglos. Hier die Zahlen dafür: Der Goldbestand der Reichsbank betrug 1910 1056 Mill. Mark und stieg 1911 auf 1129, 1912 auf 1204 und 1913 sogar auf 1351 Mill. Mark. Das war an und für sich ganz schön für Deutschland, aber weniger angenehm für die andern Länder, die damit eines Teils der Grundlage ihrer Notenausgabe und somit ihrer Geldschöpfung beraubt wurden. Man lese nochmals nach, wie die Schweizerische Nationalbank ihren Goldbestand gegen das Abfließen zu wahren sucht. Und gleich ihr suchten auch die andern Staaten zu handeln. Denn man darf nie vergessen, was der Abfluß von 100 Einheiten in Gold aus einer Notenbank bedeutet: nicht bloß einen Verlust an Tauschmitteln in der Höhe von hundert, sondern von 250 bis 300 Einheiten der Währung, weil doch in der Regel das Zweieinhalb- bis Dreifache der Golddeckung in Noten ausgegeben werden darf. (S. 59)

Und gegen Ende des Buches das *Geld in der Geschichte* von Karl Walker ist folgendes zu

lesen:

ZURÜCK - ZUM ALTEN SPIEL

Doch mit der Rückkehr zum Golde konnte nun nach dem Abschluß des Waffenkrieges der Handelskrieg wieder beginnen. Alle diese Völker waren jetzt erneut auf eine aktive Handelsbilanz angewiesen. Sie hatten die nationale Zirkulation von Gütern und Leistungen vom Vorhandensein eines Goldschatzes abhängig gemacht und zugleich Bedingungen akzeptiert, die die Möglichkeit zum Inhalt hatten, daß ihnen diese Währungsgrundlage jederzeit innerhalb kürzester Frist weggenommen werden konnte. So wie es einstmals die Politik Colberts war, „das Geld im Lande zu halten, dasjenige, welches hinausgeht, wieder hereinzubringen und die fremden Staaten immer in dem Geldmangel zu erhalten, darinnen sie sind,“ so war es jetzt auch im zwanzigsten Jahrhundert die allseitig betriebene Politik des unblutigen Handelskrieges, so zu verfahren. Daß sich alle diese Bemühungen gegenseitig blockieren mußten, dürfte sehr leicht einzusehen sein; aber in Angelegenheiten, in denen man glaubt, es komme nur darauf an, für sich selbst den Sieg einzubringen, wird derartiges kaum bedacht. So war der Kampf um das Gold in der modernen Welt genau noch derselbe wie vor Jahrhunderten; Sieg in diesem Handelskrieg hieß einfach „Prosperity“ und die Niederlage bestand in Arbeitslosigkeit, Krise, Hunger und Not. -

Deutschland - anno 1924 wieder zur Goldwährung zurückgekehrt - war in diesen Jahren bekanntlich mit den politischen Verbindlichkeiten der Reparationen belastet, die jährlich ansteigend 1500 bis 2500 Millionen Goldmark erforderten. Darüber hinaus hatte dieses Deutschland, um seine innere Wirtschaft mit goldgedecktem Gelde in Funktion bringen zu können, mehr und mehr private Auslandsschulden aufgenommen und war so zu einem der größten Schuldner der Vereinigten Staaten geworden. Der Zinsendienst für die unpolitischen Schulden erforderte 5 Jahre nach der Rückkehr zum Golde bereits annähernd dieselben Beträge zusätzlich, die auf die Reparationszahlungen entfielen! -

Deutschland war aber der größte Industriestaat Europas, der am dringendsten der Vollbeschäftigung seiner Menschen bedurfte. Dieses wiederum setzt - im zwanzigsten Jahrhundert genau so wie im Mittelalter oder im klassischen Altertum - eine ausreichende Geldversorgung und eine funktionierende Zirkulation voraus, beides Faktoren, über die keine deutsche Regierung irgendwelche Macht hatte. -

Durch die Kettung an das Gold wird Deutschland in die Weltwirtschaftskrise 1929/32 hineingerissen. Empfangene Kredite müssen in Gold zurückgezahlt werden. Allein vom Januar bis April 1929 muß die Reichsbank für 1 Milliarde Reichsmark Gold abgeben; das sind gewichtsmäßig 360 Tonnen reinen Goldes! Nach dem in den internationalen Verträgen, vor allem im Young-Plan, verankerten Goldwährungsgesetz mußte aber der deutsche Zahlungsmittel-Umlauf mit 40 v. H. in Gold und Devisen gedeckt sein. Der Verlust des Goldes löste also die Deckung von 2,5 Milliarden Reichsmark auf und zwang die Notenbank zu sogenannten „Kreditrestriktionen“ - eine Vokabel, die zwar nicht im Wortschatz der Geschichtsschreiber vorkommt, die aber

Absatzstockungen, Produktionsdrosselung, Konkurse und Zusammenbrüche - und sieben Millionen Arbeitslose bedeutete! -

Nachdem im Jahre 1930 gerade erst der Young-Plan - mit der definitiven Verpflichtung Deutschlands auf die Goldwährung und der verbindlichen Festlegung der jährlichen Reparationszahlungen - in Kraft getreten war, war es schon im Sommer 1931 zur großen deutschen Geldkrise gekommen. Zu Tausenden standen die Menschen vor den geschlossenen Bankschaltern. Ohne Geld gerät eben das ganze komplizierte Räderwerk der arbeitsteiligen Wirtschaft ins Stocken. Aber wiederum war es nicht viel anders als zu Zeiten der Französischen Revolution, nur die Umstände waren andere. Was sich gleichgeblieben war, war dies: daß die verständigen Sachkenner, die die Gefahr kommen sahen, nicht zu Wort kamen - weil die anderen das Heft in der Hand hatten.

Sicherlich ist das moderne Geldwesen komplizierter als das Prägen von Silber-Denaren und Brakteaten. Wenn man große Schulden, wie etwa die Reparationszahlungen von 1500 bis etwas über 2500 Millionen Reichsmark in der Geldrechnung ausdrückt, dann können Veränderungen des Geldwertes gewichtiger werden als Veränderungen des Nominalbetrages. In der „Handelszeitung“ des „Berliner Tageblatts“ schrieb *Dr. Felix Pinner* am 6. Dez. 1930, daß die Annuitäten des Young-Planes nun ganz von selber um 30 Prozent schwerer geworden seien. Gewiß muten die Zahlen von damals, an den heutigen Ziffern gemessen, fast wie Bagatellen an. Es ging aber im Grunde genommen auch gar nicht um die Zahlen - wenn das Geld in der Geschichte eine Rolle spielt, passieren die wichtigeren Dinge hinter den Kulissen. So war es auch in den Pariser Youngplan-Verhandlungen (was damals sicher nur wenige weitsichtige Beobachter bemerkten) lediglich eine Art Spiegelfechtereier, um die Höhe der jährlichen Annuitäten und Besatzungskosten zu feilschen. Wichtiger war die grundsätzliche und endgültige Festlegung auf das Gold, denn mit der vor der Tür stehenden Weltkrise, die sich in den Vereinigten Staaten schon 1928/29 angezeigt hatte, stand die Wertsteigerung des Goldes in Aussicht. Nachdem der Knoten geschürzt war - auf deutscher Seite von *Dr. Hjalmar Schacht* als dem federführenden Mitglied der deutschen Delegation - gingen freilich den Sachverständigen der zweiten und dritten Garnitur auch die Augen auf. Jetzt war es aber zu spät. Doch jetzt konnte man in dem gleichen „Berliner Tageblatt“ auch lesen, daß Deutschland unter dem zunehmenden Druck der Reparationen mit der Krise rechnen müsse. Das sei kein Zufall mehr, das sei kausaler Zusammenhang.

„Weshalb ist letzten Endes die Restriktion der Wirtschafts-Kredite notwendig geworden? Der letzte auslösende Anlaß war, daß die Währung infolge der Abziehung großer Teile der Deckungsmittel des Notenumlaufes aus der Reichsbank einen Schutz verlangte (!). Die Reichsbank konnte unter dem Zwang des Bankgesetzes, dem sie gehorchen mußte (und das mit dem Young-Plan auf diesen Sinn hin geändert worden war! d.V.) gar nichts anderes tun, als ihren Notenumlauf durch starke Kontraktion ihrer Kredite den verringerten Deckungsmitteln anzupassen . . . Im äußersten Notfall würde Ihr nichts anderes übrig bleiben, als die Währungskrise auf die Wirtschaft

abzuleiten, selbst auf *die Gefahr hin, daß eine schwere Wirtschaftskrise entstünde.*“

Es ist ganz selbstverständlich, daß niemand voraussehen konnte, wie fürchterlich die Folgen sein würden, die sich aus der falschen Geldpolitik nachher ergeben haben. Da hörte alle Phantasie auf. Und doch, wer auch nur eine Spur wirtschaftsgeschichtlicher Kenntnisse besessen hat, der mußte doch wenigstens die große Linie der gefährlichen Entwicklung sehen, wenn der Welthandel zerstört und mit der Drosselung der industriellen Produktion die Existenz eines 70-Millionen-Volkes bedroht wurde; denn wer diese Dinge sah und die geschichtlichen Lehren nicht als tote Vergangenheit nahm, der konnte sich darauf verlassen:

Es ist immer noch richtig, was John Locke einstmal erklärte: „Es gibt nur zwei Wege Eroberung oder Handel.“ Jetzt aber, wo der Handel versagt hat, wo alle Bemühungen um die Steigerung der Ausfuhr in dem zusammengebrochenen weltwirtschaftlichen Leistungsaustausch umsonst sind, jetzt kommt ein Mann, der nicht mehr vom Handel spricht, wohl aber von „Eroberung“. - Es geht ihm zwar nicht um die Eroberung von Gold - um diese für nötig zu halten, muß man der Meinung sein, es bedürfe des Goldes, um Brot und Rohstoffe zu erlangen und die Produkte der nationalen Volkswirtschaft umzusetzen -, es geht ihm nur um die Eroberung von Land, von Brot und Rohstoffen. Und dieser Mann findet Gehör und formiert seine Armeen - und macht Geschichte. Es ist eine düstere Geschichte. Die Historiker werden hinterher der Auffassung sein, dieser Mensch *Adolf Hitler* habe das alles verschuldet, was mit seinem Erscheinen über die Welt hereingebrochen ist. Und doch hat auch bei diesem Kapitel Geschichte das Geld seine Rolle gespielt. Und es spielt sie weiter. Und wir merken es nicht. (S. 131 f.)

Im FAZIT schreibt Walker u. a.:

Vor einiger Zeit hat die Soziologische Abtei-Jung der Harvard-Universität eine eingehende geschichtliche Untersuchung darüber angestellt, welches die harmonischste und glücklichste Epoche der Menschheit gewesen sein mag. Die Untersuchung erbrachte das Ergebnis: das frühe Mittelalter, das 13. Jahrhundert, das Zeitalter der Gotik! - Und diese Untersuchung stellt nicht nur Tatsachen fest, sondern sie geht mit wissenschaftlicher Strenge den kausalen Zusammenhängen nach und kommt auch in dieser Frage zu dem Ergebnis, daß die Wirtschaftsblüte des Mittelalters durch die eigenartige Münzordnung dieser Jahrhunderte, durch die „*Renovatio monetarum*“ zustandegekommen sei. (S. 135)

Diese Untersuchung habe ich noch nie zu Gesicht bekommen. Ich nehme an, dass ich nicht der Einzige bin, der sich auf die Nennung des Fundortes freuen würde.

Das *fiph JOURNAL*

Dieses Journal wird von dem Forschungsinstitut für Philosophie Hannover herausgegeben.

Durch öffentliche Veranstaltungen dieses Forschungsinstitut bin ich in deren Verteiler gekommen. Ich schaue in jede neue Ausgabe des Journals, ob da etwas für mich Verständliches drin steht. Denn ich sage mir, dass es nicht schaden kann, an einem anderen Blick auf unsere Welt teilzuhaben. Das FIPH sucht aber auch das Gespräch mit dem Publikum auf der Straße. Unter Philosophie am Kröpke (ein Platz in Hannover) wird darüber berichtet. Weitere Informationen unter <http://www.fiph.de/veroeffentlichungen/journale/> und hier: <http://www.fiph.de/>

Das Gespräch aus der Ferne / Vierteljahreshefte zu wesentlichen Lebensfragen unserer Zeit
Diese Zeitschrift im Nachkriegs-Deutschland gegründet ist eine der vielen Non-Profit-Zeitschriften, die uns vor einer Informationsinzucht der Massenmedien bewahren. Als es einmal um die Frage ging, wie lange ich schon Leser dieser Hefte sei, konnte ich das nicht sagen, weil ich keine Notiz dazu in meinen Unterlagen fand und ich meinem Gedächtnis nur „schon ewig“ herauslocken konnte. Ich wollte nun einen Link auf die Internetseite dieser Hefte hier einsetzen, um nicht lange Erläuterungen formulieren zu müssen, nur die Seite vom GadF finde ich nicht mehr. Der Mitherausgeber und ehrenamtliche Redakteur Dr. Günter Geschke ist am 29. 4. 2014 gestorben. Ein oder zwei Tage vorher hat er noch bei mir angerufen, weil ich ihm informiert hatte, dass ich von seinem Beitrag „Die Enkel der „Skeptischen Generation - Eine Spurensuche mit Hilfe ihrer Großeltern“ und Stellungnahmen von zwei Jugendlichen im Heft 406, Ausgabe I/204 einen eigenen Beitrag für mein eigenes Internetportal gemacht habe. Das fand seine Zustimmung. Siehe Text 121

http://www.tristan-abromeit.de/pdf/121_Enkel.der.skeptischen.Generation.pdf

Jetzt bei der Suche nach dem Netzauftritt des GadF fand ich noch einen eigenen anderen Beitrag von mir mit Ausschnitten aus mehreren Heften.

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/43.1%20Das%20Gespraech%20aus%20der%20Ferne%20Quelle.pdf>

In dem letzten Heft 407. Ausgabe II/2004, das nach dem Tode von Dr. Geschke erschienen ist, gab es noch eine leise Hoffnung, dass die Herausgabe weitergeführt werden könnte. Diese Hoffnung hat sich wohl nicht erfüllt. Ich bin dort mit einem vierseitigen Beitrag unter dem Titel „Abschied vom GadF und von Dr. Günter Geschke“ vertreten.

<http://chrismon.evangelisch.de/artikel/2014/guenter-geschke-ist-tot-21334>

<http://www.whoswho.de/bio/guenter-geschke.html>

<http://www.vdw-ev.de/index.php/de-DE/startseite/8-aktuelles-und-veranstaltungen-des-vdw/228-wir-trauern-um-dr-guenter-geschke>

Die Titel *65 Jahre Grundgesetz: Anleitung zum Besseren* aus dem Handelsblatt und *Die Entstehung der Weimarer Reichsverfassung* von Annete Schießl werde ich – wenn mir die Kraft verbleibt später sicher wieder aufgreifen. Wer wissen will, warum mich das Thema interessiert kann sich den Text 9.0 *Die Verfassungs-Piraten* vom November 1991 anschauen.

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/9.0%20Die%20Verfassungs-Piraten.pdf>

Wer sich für die *Zeitschrift für Sozialökonomie* und die *Fragen der Freiheit* interessiert, findet Informationen dazu unter folgenden Links: <http://www.sozialoekonomie-online.de/> www.sffo.de

Ein Hinweis aus jüngster Zeit: In einer Diskussion, die in einer E-Mail-Liste geführt wurde, wurde ich darauf hingewiesen, dass der nachfolgende Titel sich auch mit dem Brakteaten beschäftigt, es gut lesbar und informativ sei. Da der Autor auch zur Diskussionsrunde gehörte und auf sein Buch verwies, ich selber das Buch noch nicht in der Hand gehabt habe, gebe ich nachfolgend den Verlagstext zum Buch in der Hoffnung wieder, dass so das Buch weitere Leser findet. Aber vorher füge ich noch einen Link zu einer Buchbesprechung in der Kirchenzeitung im Netz ein.

<http://www.kirchenzeitung.at/newsdetail/rubrik/grunduebel-habgier/>

oooooooooooooooooooooooooooo

Verlagsmitteilung:

NEUERSCHEINUNG "Geld regiert die Welt" von Johannes Zittmayr

Dieses Buch ist ein Aufruf, nicht alles hinzunehmen, was uns von Politikern und den Wirtschaftsmächtigen täglich aufgetischt wird. Es ist ein Plädoyer gegen das Verzweifeln an den derzeit herrschenden Zuständen – nicht nur auf den Finanzmärkten, sondern auch im Bezug auf die gesamte Weltökologie. Wir alle sind aufgerufen, eigene Verantwortung zu übernehmen und uns zu wehren. Das Buch zeigt eine große Anzahl an Möglichkeiten auf, wie der Normalbürger sich all dem widersetzen kann und diesen dubiosen Machenschaften nicht wehrlos ausgeliefert sein muss. Es ist hoch an der Zeit Widerstandswillen zu beweisen, denn es geht nicht nur um uns selbst, sondern um die Zukunft der nächsten Generationen und auch um die Zukunft unseres Planeten. Legen wir nicht länger die Hände in den Schoß, um weiterhin nur zu lamentieren: "Da kann man als kleiner Bürger nichts dagegen tun ..." Stellen wir uns besser die Frage: "WAS KANN MAN DA TUN?"



Das Buch ist bereits im Easy-Media Verlag zum Preis von 21,00 € erhältlich.